Germ. g.
383
mo

Germ. gen. 383 mo
Raumer, R.,

<36632265440012

<36632265440012

Bayer. Staatsbibliothek

Vom

Deutschen Geiste.

Drei Bücher
geschichtlicher Ergebnisse
von

Rudolf von Raumer.

Erlangen.
Verlag von Carl Heyder.
1848.

627. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.

Die alten Germanen.

Erstes Hauptstück. Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukasier: die Semiten und Indogermanen 3
Zweites Hauptstück. Der religiöse Charakter der Semiten und der Indogermanen 5
Drittes Hauptstück. Die Inder, Griechen und Römer . . . 11
Viertes Hauptstück. Die Religion der alten Germanen . . 17
Fünftes Hauptstück. Die Sitten und Einrichtungen der alten Germanen 30

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Christenthum.

Erstes Hauptstück. Der Untergang des Griechisch-Römischen Geistes und die Ausbreitung des Christenthums 41
Zweites Hauptstück. Der Einbruch der Germanen in das Römische Reich und die Gründung neuer Völker 49
Drittes Hauptstück. Der Uebertritt der Germanischen Völker zum Christenthum 55

Seite

Drittes Buch.

Das Fortwirken des Altgermanischen Geistes auch nach der Einführung des Christenthums.

Erstes Hauptstück. Ueberblick über die neueren Europäischen Völker nach ihren Ursprüngen 63

Italien 65
Spanien 69
Frankreich 72
England 75
Deutschland 81
Der Osten 97

Zweites Hauptstück. Die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft ein Erzeugniß des Altgermanischen Geistes 99

Die weltliche Wurzel der Europäischen Staatenbildung . 109
Die Kunst. Poesie. Musik. Plastik 119
Die Wissenschaft 138

Drittes Hauptstück. Die Einheit des Deutschen Volkes vom Anfang seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag 139

Volksthum (Nationalität) 141
Das Deutsche Volk 143
Das Christenthum im Deutschen Volk 146
Der neue Aufschwung der Deutschen Poesie 151
Das neue Erwachen des Deutschen Volksthums 1813 . 157
Die Zeit von 1815—1848 164
Die Gegenwart 168

Vorwort.

„Wer hat jetzt Zeit, ein Buch zu lesen? Jetzt ist die Zeit des Handelns, nicht des unfruchtbaren Denkens.“ Wenn irgend jemand, so theilt der Verfasser dieser Schrift die Freude, daß wir Deutschen endlich zu einem öffentlichen Leben gelangt sind, das unsrer überwuchernden Bücherfabrikation Grenzen setzt. Ich habe mir deshalb wohl überlegt, ob ich meine Gedanken über den Gegenstand, den der Titel nennt, veröffentlichen sollte oder nicht. Die Erwägung, daß gerade jetzt eine tiefer gehende Besprechung der hier behandelten Fragen Gutes stiften könne, hat mich bestimmt, längst gehegte Ansichten dem Druck zu übergeben. Ich darf voraussetzen, daß ich durch mein Denken niemanden in seinem Beruf zum Handeln stören werde. Denn wer wirklich im Gedränge der Thaten steht, der findet ohnehin selten Zeit, Bücher zu lesen. Wer aber Muße hat, einen Blick in mein Buch zu werfen, dem soll es, hoff ich, die Thatkraft nicht lähmen. Daß man das unfruchtbare Grübeln, die Folge politischer Entmannung, endlich verabschiedet hat, ist eine der schönsten Wirkungen unsrer Erhebung. Aber mancher scheint wirklich geneigt, unser mit Recht geschmähtes thaten-

loses Denken jetzt durch ein gedankenloses Thun wieder gut zu machen.

Sollte jemand nach der einen oder der andern Seite hin Anstoß nehmen an der Art, wie ich die christliche Religion bespreche, so bitte ich ihn, nicht zu vergessen, daß wer die Wirkungen einer geschichtlichen Erscheinung prüfen will, verpflichtet ist, dieser Erscheinung in den verschiedensten Auffassungen, die sie erfahren hat, nachzugehen. Meine eigene Ansicht dränge ich in Dingen, in denen sich nichts beweisen läßt, niemanden auf, wünsche aber jedem, daß er sich in seinem Glauben so selig fühlen möge, wie ich in dem meinigen.

Die Absicht meiner Untersuchung geht überall auf die in den Thatsachen wirkenden Kräfte. Gott erhalte unsrem Vaterland die Kräfte, auf welche Deutschlands Herrlichkeit von Anbeginn gegründet ist!

Erlangen, den 12. Juli 1848.

Rudolf von Raumer.

Erstes Buch.

Die alten Germanen.

Erstes Hauptstück.

Die beiden großen Völkerfamilien der Kaukasier nach ihren Sprachen: die Semiten und Indogermanen.

1. Unter Allem, was die Glieder Eines Volkes unter sich verbindet und von andern Völkern abscheidet, ist das Wesentlichste die gemeinsame Sprache. Die Sprache ist das älteste Erzeugniß eines Volkes; sie wächst mit ihm und geräth mit ihm in Verfall. Alle Empfindungen und Gedanken eines Volkes werden in seiner Sprache niedergelegt. Der Einzelne überkommt mit seiner Muttersprache die geistige Erbschaft seines Volkes, so weit er sich dieselbe anzueignen im Stande ist. Er bildet das Empfangene nach seiner besondern Eigenthümlichkeit um und überliefert es so den Nachkommen. Die Sprache ist somit das Band, das nicht nur die gleichzeitig lebenden Genossen eines Volkes, sondern auch die auf einander folgenden Geschlechter desselben vereinigt.

2. Die neuere Forschung hat durch Zergliederung der Sprachen die nähere oder entferntere Verwandtschaft derselben zu bestimmen gesucht. Das wichtigste und vollkommen gesicherte Ergebniß dieser Forschung ist die Entdeckung der beiden großen Völkerfamilien, in welche die Kaukasische Menschenrasse zerfällt. Die Kaukasische Rasse, im Gegensatz zu

den Rassen der Mongolen und der Neger, umfaßt nämlich die edelsten und begabtesten Völker des Erdkreises. Man kann dieß sagen, ohne der wesentlichen Gleichheit aller Menschen zu nahe zu treten. Denn wie trotz aller Gleichheit der Grundbedingungen doch zwischen den einzelnen Menschen ein sehr bedeutender Unterschied der körperlichen und geistigen Begabung stattfindet, so treten auch ganze Völker durch reichere Naturanlagen vor den andern hervor. Auf diese Art sind die Völker der Kaukasischen Rasse die hauptsächlichsten Träger der menschlichen Geschichte geworden; und wenn auch den Völkern Afrikas und Ostasiens ihre gebührende Stelle in der Geschichte des Menschengeschlechts nicht bestritten werden darf, so wird doch die Betrachtung immer vorzugsweise bei den Kaukasiern zu verweilen haben. Denn bei ihnen finden wir das Höchste, dessen die Menschheit theilhaft geworden ist.

3. Die Kaukasischen Völker zerfallen, wenn wir von einigen minder bedeutenden Erscheinungen absehen, nach ihren Sprachen in zwei große Familien, die Semitische und die Indogermanische. Unter den Semitischen Sprachen nehmen das Hebräische und Arabische bei weitem die erste Stelle ein und ihre nahe Verwandtschaft hat man schon längst erkannt. Dagegen hat erst die neuere Forschung die Stammeseinheit der Indogermanischen Sprachen unwidersprechlich dargethan. Wir wissen jetzt mit Bestimmtheit, daß Inder und Perser in Asien mit den Griechen, Römern und Germanen Europas nur eine und dieselbe große Völkerfamilie ausmachen, nämlich die Indogermanische.

Die genannten Indogermanischen Völker bilden zusammen eine Einheit den Semiten gegenüber, und die Semiten bilden eine Einheit den Indogermanen gegenüber. Aus den Sprachen der Indogermanen läßt sich der Beweis führen, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher die Indogermanen

von den Semiten schon getrennt, unter sich selbst aber noch nahe vereinigt waren. Für den Kenner der neueren Sprachforschung bedarf dieß keiner näheren Ausführung. Für die Mehrzahl meiner Leser wird die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß man den Beweis für das Obige theils aus dem Wortvorrath, theils aus den grammatischen Formen der Indogermanischen Sprachen führt. Die Indogermanischen Sprachen, vom Ganges bis nach Island, haben nämlich einen großen Theil ihres Wortschatzes gemeinsam, während sich zwischen ihnen und den Semitischen Sprachen nur einzelne Berührungspunkte darbieten. Noch wichtiger aber ist der Unterschied zwischen den Indogermanischen und Semitischen Sprachen im grammatischen Bau. Die reichen Beugungen der Indischen und Griechischen Deklinationen und Conjugationen bringt die geschichtliche Grammatik mit den zusammengeschwundenen deutschen Flexionen in schlagenden Zusammenhang. Dagegen gelingt es bis jetzt nur an einzelnen Stellen und auch hier oft nur mit großer Kühnheit den weit früher zerrissenen Zusammenhang zwischen der Semitischen und Indogermanischen Grammatik wieder herzustellen.

Aus allem dem ergiebt sich, daß die Indogermanischen Völker noch eine Strecke Wegs gemeinsam zurückgelegt haben, nachdem sie sich schon längst von den Semiten geschieden hatten.

Zweites Hauptstück.

Der religiöse Charakter der Semiten und der Indogermanen.

1. Wir haben im vorigen Hauptstück den sprachlichen Gegensatz zwischen den Semitischen und den Indogermanischen Völkern nachgewiesen. Wir haben gezeigt, wie aus diesem

Gegensatz folgt, daß die Indogermanischen Völker noch eine geraume Zeit eine gemeinsame geistige Entwicklung gehabt haben, nachdem sie sich von den Semiten getrennt hatten. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß wir wie in der Sprache so auch in den übrigen wesentlichen Eigenschaften der Indogermanischen Völker eine gewisse Uebereinstimmung erwarten dürfen, durch die sie sich von den Semiten unterscheiden. Wenn wir bedenken, daß auch die Indogermanischen Völker sich schon in einer Zeit von einander getrennt haben, die lange vor den Anfängen unserer urkundlichen Geschichte liegt, so werden wir die Uebereinstimmung zwischen diesen längst geschiedenen Völkern nur in den tiefsten Grundlagen ihres Charakters suchen. Denken wir zum Beispiel an die Inder und Griechen. Bei ihrem Eintritt in die aufgezeichnete Geschichte sind diese beiden Völker schon durch viele hundert Meilen von einander getrennt. Die Griechen wohnen im südöstlichen Europa und an der Westküste Kleinasiens, die Inder im Süden des Himalajagebirges zwischen dem Indus und dem Ganges. Keines der beiden Völker hat eine Ahnung von seiner Verwandtschaft mit dem andern, die alte Stammeseinheit, die unsre neuere Sprachforschung unumstößlich dargethan hat, ist von den beiden berühmten Völkern schon in ihrer ältesten geschichtlich überlieferten Zeit längst vergessen. Es ist demnach schon eine Reihe von Jahrhunderten verflossen, seitdem die Inder und Griechen sich von einander getrennt haben; und von dieser Trennung an ist jedes der beiden Völker seinen eigenen Weg gegangen. Die gemeinsamen Keime, welche beide Völker aus ihrer früheren Einheit mitgenommen haben, mußten sich also bei jedem derselben eigenthümlich entwickeln und man wird zufrieden sein, wenn sich aus der späteren, uns allein zugänglichen Entwicklung die frühere Einheit der Keime nachweisen läßt.

2. Für die Sprache, die das ursprünglichste Erzeugniß der Völker und mit ihrem ganzen Dasein am festesten verwachsen ist, hat die Forschung jene ursprüngliche Einheit aller Indogermanischen Völker zur Evidenz gebracht. Der Sprache an Ursprünglichkeit gleich, an Festigkeit nahe stehen die religiösen Ueberzeugungen der Völker. Inwieweit dieser Satz auch heute noch gilt, können wir hier dahingestellt sein lassen. Sicher aber hat er bei den ältesten und ursprünglichsten Völkern seine Richtigkeit. Man hatte daher ganz recht, nachdem einmal die frühere Einheit der Indischen und Griechischen Sprache dargethan war, auch zwischen den Religionen beider Völker eine nahe Verwandtschaft zu vermuthen. Nur in der Art, wie man dieß that, hat man fehlgegriffen. Wie es in der Sprache geglückt, so wollte man auch in den Mythologien Uebereinstimmung des Einzelnsten, Einheit der Götterwesen, Gleichheit ihrer Namen und so fort entdecken. Dieß stellte sich bald als unthunlich heraus. Die tiefere Forschung zeigte vielmehr, daß die Mythen der Indogermanischen Völker seit ihrer Trennung viel größere Umwandlungen erfahren hatten als die Sprachen und daß deshalb an eine solche unmittelbare Zusammenstellung des Einzelnen, wie sie die vergleichende Grammatik bietet, in den Mythologien nicht gedacht werden dürfe. Dagegen hat sich mit um so größerer Sicherheit und Klarheit die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Keime herausgestellt, aus denen die Religionen der Inder und der Griechen erwachsen sind. Wie weit man sich diese Keime schon entwickelt denken will, als Inder und Griechen sich schieden, brauchen wir nicht zu erörtern. Genug daß Inder und Griechen bei ihrer Trennung außer der gemeinsamen Sprache auch dieselben religiösen Grundanschauungen in ihre neue Heimath mitnahmen, aus denen bei den Indern die Indische, bei den Griechen die Griechische Mythologie erwuchs.

3. Forschen wir nach, worin die religiösen Grundanschauungen der Indogermanischen Völker bestanden, so erkennen wir ihre Gemeinsamkeit am besten, wenn wir sie den religiösen Ueberzeugungen der Semiten gegenüberstellen: Da, wie wir aus der neueren Geschichte zur Genüge wissen, die Religion bei weitem nicht so fest mit der Volksthümlichkeit verwachsen ist wie die Sprache, so dürfen wir uns durch einzelne Ausnahmen von der Regel nicht irre machen lassen. Wir haben uns vielmehr, um nur vor allen Dingen die Regel selbst zu finden, an die weltgeschichtlichen Hauptvölker der beiden großen Familien zu halten. Diese Hauptvölker sind unter den Semiten die Juden und die Araber.

Die Juden sowohl als die Araber gehören bekanntlich gerade durch ihre Religion zu den wichtigsten Völkern der ganzen Geschichte: die Juden durch das Alte Testament, die Araber durch den Mohammedanismus. Die Religion des Alten Testaments zeichnet sich aus durch strenges Festhalten an der Einheit Gottes. Gott ist dem Israeliten ein einziges, persönliches, von der Welt scharf geschiedenes Wesen. Daß diese Grundzüge der Israelitischen Religion durch Moses zwar gefördert und fester bestimmt, keineswegs aber als etwas ganz Neues den Nachkommen Abrahams mitgetheilt wurden, ergiebt sich hinlänglich aus der Geschichte der Patriarchen. Das Gewicht, das die Israeliten auf die Einheit Gottes und seine Scheidung von der Welt legten, ist bei den Arabern durch Mohammed noch gesteigert worden. Eine oberflächliche Betrachtungsweise könnte die Nachrichten, die wir über den Götzendienst der Araber vor Mohammed haben, zu dem Beweis benutzen wollen, daß der Monotheismus der Araber seinen Ursprung nur in den zufälligen Ansichten Mohammeds gehabt habe. Allein eine nähere Anschauung der Sache zeigt, daß erstens auch schon vor Mo-

hammed der Monotheismus tief im Arabischen Volke begründet war, so daß der eingerissene Götzendienst als eine bloße Trübung der ursprünglichen reineren Religion erscheint. Zweitens aber würde man auch ohne diese bestimmten Angaben über den älteren Arabischen Monotheismus schon aus der schnellen und feurigen Aufnahme, die Mohammeds Lehre bei den Arabern fand, schließen können, daß er mit seinen Aussprüchen die eigentliche Natur seiner Landsleute traf.

So ist das Wesen der Semitischen Religionen ein strenger Monotheismus. Die Welt ist Gottes Schöpfung, seiner Hände Werk; sie ist scharf von Gott gesondert. Jeder Gedanke an eine Vermischung Gottes und der Welt ist sündlicher Götzendienst. Daher auch keine Möglichkeit, Gott bildlich darzustellen, weil jede Form, unter der wir Gott darstellen könnten, der geschaffenen Welt angehört, mit der Gott nichts gemein hat. Nicht bloß keine andere Götter neben dem einzigen wahren soll der Israelit anbeten, sondern er soll sich auch zur Versinnlichung des wahren Gottes „kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist." Die Mohammedaner haben dann dieß Verbot so weit ausgedehnt, daß sie überhaupt nicht gestatten, ein menschliches Wesen abzubilden. So war bei den Juden der plastischen Kunst ihr höchster und würdigster Gegenstand entzogen, bei den Arabern jede Entwicklung der bildenden Kunst geradezu unmöglich gemacht.

4) Von alle dem, was wir über die Religionen der Semiten gesagt haben, finden wir bei den Indogermanen das Gegentheil. Scheidet der Jude und Araber Gott streng von der Welt ab, so läßt der Inder und Grieche die ganze Welt von der Gottheit durchdrungen sein. Verabscheut der Semit jede Vermischung des Schöpfers und des

Geschöpfes, so läßt der Indogermane in jeder Kraft der Natur, in jedem ihrer Wesen die Gottheit wohnen. Hält der Semit streng an der Einheit seines von der Welt geschiedenen Gottes fest, so geht dem Indogermanen die durch den ganzen Weltraum vertheilte Gotteskraft leicht in eine Unzahl verschiedener Götterwesen auseinander.

Wollen wir uns der herkömmlichen philosophischen Ausdrücke bedienen, so werden wir sagen: Die Religion des Semiten gehört dem Theismus an, die des Indogermanen dem Pantheismus. Doch dürfen wir nie vergessen, daß scharfe philosophische Begriffsbestimmungen der Art, wenn man sie auf die Religion anwendet, immer nur theilweise wahr sind. Denn die Religion schließt zwar die tiefsten Philosopheme in sich, sie geht aber nie in ihnen auf. So ist das Alttestamentliche Judenthum sehr weit entfernt vom Theismus des achtzehnten Jahrhunderts; und wer in der Religion des Indischen oder Griechischen Volkes den spekulativen Pantheismus des Spinoza suchte, der würde in großem Irrthum sein *).

---

*) Ich habe schon oben bemerkt, daß wer die Regel sucht, sich nicht durch untergeordnete Ausnahmen darf irre machen lassen. Einen scheinbar bedeutenderen Einwurf gegen unsre Annahmen über den Charakter der Indogermanischen Religionen muß ich jedoch hier noch berühren. Die Religion des alten Perservolkes, das unbestritten dem Indogermanischen Stamm angehörte, scheint nämlich eine wesentliche Ausnahme von den übrigen Indogermanischen Religionen zu machen. Allein: 1) ist noch gar nicht ausgemacht, in wie weit die Religion der Zendbücher, zu der sich auch die alten Perser bekannten, rein und ohne Semitischen Einfluß auf Indogermanischem Boden erwachsen ist; 2) aber steht auch der Parsismus so weit ab vom Monotheismus der

Drittes Hauptstück.

Die Inder, Griechen und Römer.

1. Drei Völker des Indogermanischen Stammes haben in der vorchristlichen Zeit den Geist dieser Völkerfamilie am reinsten und großartigsten ausgeprägt: die Inder, Griechen und Römer. Diese drei Völker haben uns eine reichhaltige Literatur hinterlassen, und wir kennen sie daher nicht bloß nach ihren Schicksalen, wie sie von Anderen aufgezeichnet worden, sondern wir haben eine unmittelbare Anschauung von ihnen aus den Erzeugnissen ihres Geistes.

Die geistige und bürgerliche Entwicklung der Inder, Griechen und Römer steht in engster Beziehung zu ihrer Religion. Nicht als wenn jede Erscheinung des Indischen oder Griechischen Lebens ein unmittelbares Erzeugniß der Indischen oder Griechischen Religion wäre. Aber nicht nur bei den Indern, sondern auch bei den Griechen und Römern läßt sich nachweisen, daß ihre religiöse Weltanschauung der Boden war, auf dem sowohl ihr bürgerliches Leben als ihre Literatur und Kunst erwuchs.

Semiten, daß Mohammed die Siege der Perser über die Byzantinischen Christen als Siege des Heidenthums über den Monotheismus ansah. (S. Weil, Mohammed der Prophet S. 64).
3) Vom 7ten Jahrhundert an sind die Perser bekanntlich zum Mohammedanismus übergetreten, eine Erscheinung, die nicht mehr der Zeit der alten nationalen Religionen angehört, sondern das Gegenstück bildet zu dem Uebertritt der Europäischen Indogermanen zum Christenthum. Aber auch dann noch schlägt die alte Neigung der Indogermanen, Gott und Welt zu vermischen, im Perservolke durch. Daher die pantheistische Poesie der Persischen Mohammedaner.

2. Die **Inder** waren den Europäern bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein nur wenig bekannt. Obwohl man schon seit den Zeiten Alexanders des Großen manche ihrer ausgezeichneten Eigenschaften zu schätzen wußte, zählte man sie doch zu den übrigen uns gänzlich fremden Völkern des östlichen Asiens. Nicht wenig überrascht war man daher, als Englische und Deutsche Forscher in den letzten Jahrzehnten des 18ten und den ersten des 19ten Jahrhunderts die nahe Verwandtschaft der Inder mit den Griechen darthaten. Die Formen des Sanskrit, der Altindischen Literatursprache, fand man mit den Griechischen so übereinstimmend, daß man an der alten Stammesgemeinschaft der Inder und Griechen ebensowenig zweifeln konnte wie an der der Schweden und Deutschen. Daß das überraschende Licht, das diese Entdeckung auf die Fragen der ältesten Völkergeschichte warf, viele voreilige Schlüsse und mannigfache Ueberschätzung des Indischen Volkes zur Folge hatte, lag in der Natur der Sache. Ebenso natürlich war die Erkaltung des oberflächlichen Interesses, das man an den Indern genommen hatte, nachdem man jene phantastischen und überkühnen Hoffnungen in Rauch aufgehen sah. Wem es Ernst ist um die Erkenntniß der menschlichen Dinge, der läßt sich weder durch die Ueberspannten noch durch die Uebernüchternen beirren. Er erkennt vielmehr in den Indern den großen, reichbegabten Doppelgänger des Griechischen Volkes. In hoher Eigenthümlichkeit stehen beide da. Fast ohne von einander zu wissen, durchlaufen sie verwandte Bahnen; aus der polytheistischen Religion entspringt beiden das Epos, bildende Kunst und Drama gehen aus diesem Epos hervor und endlich findet Alles in philosophischer Spekulation und exakter Wissenschaft seinen Abschluß. Fast auf allen Punkten wird die Leistung der Inder von den Griechen weit überboten. Aber wie bei allen ursprünglichen Schöpfungen des Geistes, so

kann auch hier das minder Vollkommene durch das Vollendetere zwar übertroffen, aber nicht ersetzt werden. Neben Penelope und Andromache werden Savitri und Damajanti immer zu den reinsten Perlen epischer Poesie gezählt werden. Und hat sich auch die Indische Wissenschaft nie zu solcher Klarheit ausgeschieden wie die Griechische, so wird doch schon die einzige Entdeckung des Decimalsystems, die wichtigste der ganzen Mathematik, den Indern eine der ersten Stellen in der Geschichte der Wissenschaft sichern. Wodurch aber vor Allem die Inder eine der reichsten Fundgruben für die Geschichte des menschlichen Geistes bleiben, ist ihr Verhältniß zu den Griechen. Wie die Griechen von der Höhe ihrer vollendeten Bildung vorwärts zeigen, so weisen uns die Inder zurück auf die Entstehung des Polytheismus. Aus den Tiefen der Naturgewalten sehen wir bei den Indern die Götterwesen aufsteigen. Ein Grauen erfaßt uns bei ihrem Anblick. Und dennoch erkennen wir dieselbe Kraft, das Götterbild den Mächten der Natur zu entlocken, in verklärter Gestalt bei den Griechen wieder.

3. Man hat den Griechen nachgesagt, es habe ihnen an Sinn für die Natur gefehlt, weil sie keine Naturschilderungen gemacht haben mit der Ankündigung, daß hier nun die Natur geschildert werden soll und weiter nichts. Die gänzliche Verkennung der alten Griechen, die in dieser Aussage liegt, giebt sich recht handgreiflich kund, wenn man den Sinn für die Natur, den man bei den Griechen vermißt, dann in Hebräischen Psalmisten oder gar in christlichen Kirchenvätern zu finden glaubt. Eben weil sie ganz in der Natur lebten und webten, konnte es den Griechen nicht einfallen, Naturschilderungen zu einem besondern Gegenstand der Literatur zu machen. Die Griechen kamen nicht, wie wir meistentheils, von außen an die Natur heran, so daß man ihren Natursinn

erst durch Gewächshäuser, Reiseschilderungen und dergleichen hätte wecken müssen. Die Griechen lebten vielmehr so ganz in der Natur, daß sie sich selbst als einen Theil der Natur fühlten. Während in unsrer Zeit viele Menschen sich große Mühe geben, den Schönheiten der Natur einigen Geschmack abzugewinnen, ringt sich der Grieche erst los aus den Armen der Natur, um nicht mit seinem ganzen Wesen in ihr aufzugehen. Daher verweilt er nicht lang bei dem, was sich von selbst versteht, sondern eilt überall, wie es der Poesie ohnehin geziemt, der Handlung entgegen. Daß den Gesängen des Homer, dem Pindar und den übrigen Lyrikern, ja auch den Tragikern und dem Aristophanes, soweit es der Charakter des Drama zuläßt, dieser tiefe und zarte Sinn für die Natur zu Grunde liegt, das wird jeder empfinden, der sich mit wahrer Liebe in die alten herrlichen Dichterwerke versenkt. Von der Sonne, die beim Homer aufsteigt, nachdem sie den wunderschönen See verlassen, bis zu der Nachtigal des Aristophanes, die ihre heiligen Gesänge durch den göttlichen Schnabel weint, athmet Alles dasselbe frische, lebensvolle Naturgefühl.

Die Griechen betrachteten sich selbst als einen Theil der Natur. Daher der hohe Werth, den der Grieche auf das legt, was am Menschen das Werk der Natur ist, auf die Schönheit des Leibes. Der Grieche erkannte, daß unter allen uns sichtbaren Gebilden die Natur in der Schönheit des Menschen ihren Gipfel erreicht. Durchhaucht von dem göttlichen Geiste, der in den Naturwesen waltet, suchte der Grieche diesen Geist in die höchste uns zugängliche Form zu gestalten, und so entstanden jene wunderbaren Götterbilder, vor denen wir noch heute in Andacht und Staunen versinken. Was der Meißel des Phidias und Polyklet schuf, das war geistig schon vorgebildet in den Gesängen des Homer. Wie aber in den Gesängen des Homer, eben weil der Mensch in den Mittelpunkt der Natur gestellt wird, auch die rein menschlichen Ver-

hältnisse ihre göttlichen Vertreter finden, so nehmen dann diese ganz aus dem menschlichen Kreise hervorgegangenen Götter auch in der plastischen Kunst der Griechen eine wichtige Stelle ein. Aber wie die Naturgewalten, Zeus, Poseidon, Artemis, durch ihre menschliche Gestalt an das sittliche Wesen des Menschen herangezogen werden, so werden die ursprünglich ethischen Götterwesen, wie Pallas Athene, durch die herrliche Gestalt, die ihnen die Hand des plastischen Künstlers giebt, gleichsam in den Kreis der Naturwesen eingefügt.

Zu den größten Seiten des Griechischen Lebens gehört ohne Zweifel, wie sich aus der alten Naturgebundenheit die menschliche Freiheit entwickelt hat. Wir sehen dieß nicht bloß in ihrem Staat, namentlich in Athen, sondern noch in ihrer Literatur. Das Griechische Leben bietet in dieser Hinsicht den merkwürdigsten Gegensatz zu dem stehengebliebenen Indischen. Was wir hier zu bemerken haben, ist daß der Grieche in seiner Lossagung von den alten Naturgewalten das Menschliche nur immer mehr in den Mittelpunkt stellt. Es ist bloß eine neue Wendung der dem Hellenen eingepflanzten Liebe zur Welt. Wer dieß verstehen will, der braucht nur den Staat der Athener zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs mit dem der Israeliten in jeder ihm beliebigen Periode oder die götterlose Geschichtschreibung des Thukydides mit der Auffassungsweise der Alttestamentlichen Geschichtsbücher zu vergleichen.

Noch will ich, ehe wir von den Griechen scheiden, auf einen Umstand aufmerksam machen, der allerdings mehr als das bisher Gesagte dem Widerspruch unterliegt. Nach dem Untergang der Griechischen Freiheit verläuft die Griechische Literatur zu Alexandria, Syrakus und anderwärts in eine wahrhaft großartige wissenschaftliche Thätigkeit. Insbesondere sind es die Naturwissenschaften und ihr Organ, die Mathematik, die man mit Vorliebe pflegt. Männer wie Hip-

parch und Archimedes stehen in der Geschichte der Wissenschaft in allererster Reihe. Nun läßt sich zwar in diesen Männern vom alten Homerischen oder Perikleischen Geist nicht viel voraussetzen. Aber sollte nicht trotzdem derselbe Zug zur Schönheit der Welt nur in ganz andrer Weise auch in den großen Griechischen Naturforschern der Alexandrinischen Periode wirksam gewesen sein? Wir werden späterhin in anderen Verhältnissen eine Bestätigung dieser Ansicht finden.

4. Die Römer scheinen beim ersten Anblick mit den Griechen wenig, mit den Indern gar nichts gemein zu haben. Ihr praktisch verständiges, aller phantastischen Naturversenkung und selbst dem Hellenischen Dienst der Schönheit fremdes Wesen, ihr scheinbar nüchterner und fast überall mit sittlichen Motiven verknüpfter Gottesdienst könnte beinahe glauben machen, daß sich mehr Verwandtschaft zwischen dem Charakter der Römer und der alten Israeliten als zwischen dem der Römer und der Griechen finde. Aber trotz mancher äußerlichen Berührungspunkte, die das Römische Leben dem Israelitischen allerdings etwas näher stellen als das dem Israelitischen ganz entgegengesetzte Griechische, schwindet jene Ansicht doch zu leerem Schein, sobald man tiefer auf die Sache eingeht. Schon der einzige Umstand würde entscheidend sein, daß während die Israeliten streng an der Einheit Gottes festhalten, die Römer gerade die Vervielfältigung der Gottheiten ins Unermeßliche forttreiben. Während der Israelit seinen Einen, über der Welt thronenden Gott über alle Geschicke der Natur und des Menschen walten läßt, bricht dem Römer die Allem inwohnende Gotteskraft an den verschiedensten Stellen des sittlichen und natürlichen Lebens als besondere, selbständige Gottheit hervor. Auch die Aehnlichkeit ist nur Täuschung, die man hat finden wollen, daß sowohl die

Götter der Römer als der Jehovah der Israeliten die Beschirmung ihres Volkes zur Hauptaufgabe zu haben scheinen. Mag man immerhin darauf anfmerksam machen, daß die Masse der alttestamentlichen Israeliten bei weitem nicht so reine Vorstellungen von Gott hatte, als man ihnen in neuerer Zeit zuschreibt, daß sie in ihrem Jehovah allerdings eine Art von Nationalgott verehrte, immer bleibt der wesentliche Unterschied, daß die Israeliten sich eben deßwegen für bevorzugt hielten, weil der Herr der Herren, der Herr über die Völker gerade ihr Volk den andern vorgezogen hatte, während die Römer sich zwar auch von ihrem Jupiter Capitolinus helfen ließen, dabei aber überzeugt waren, daß ihr Capitolinischer Jupiter zum mindesten ebensoviel Vortheil von ihrer Verehrung ziehe, als sie von seiner Hilfe.

Der Römer verehrt in seinem Jupiter Capitolinus, in seinem Mavors, in seiner Roma nur die Tugenden und das Schicksal des eigenen Volkes. Die Größe des vaterländischen Staates ist das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen, bürgerliche Tüchtigkeit im Krieg und im Frieden die höchste Tugend. In dem Aufbau des Staates, in seinen Ordnungen und Gesetzen sieht der Römer die höchste Verwirklichung des göttlichen Geistes. Daher der männliche Patriotismus und die hohe politische Weisheit, durch welche die Römer allen andern Völkern voranleuchten.

Viertes Hauptstück.

Die Religion der alten Germanen.

1. Das bedeutendste, mächtigste und begabteste Volk, das außer den Griechen und Römern das alte Europa bewohnte, waren die Germanen. Sie hatten bei ihrem Eintritt in die

hellere Geschichte, etwa um die Zeit von Christi Geburt, das Land im Osten des Rheins und im Norden der Donau bis in das jetzige Rußland und in die Skandinavische Halbinsel hinein inne. Von dort jagten sie den Römern, als diese in drei Welttheilen das mächtigste Reich besaßen, durch ihre Kriegsthaten Furcht und Sorge ein, während sie durch ihre Sitten und Einrichtungen die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Römischen Geschichtschreiber fesselten. Der größte Römische Feldherr, Julius Caesar, giebt die erste eindringendere Kunde von den alten Germanen; und der tiefsinnigste Römische Geschichtsschreiber, Cornelius Tacitus, hat uns in seiner Germania die reichhaltigste und meisterhafteste Schilderung der Germanischen Sitten und Einrichtungen hinterlassen. Wir sind somit über die alten Zustände unsres Volkes so gut unterrichtet wie man nur irgend durch die Darstellungen gleichzeitiger, aber fremder Berichterstatter unterrichtet sein kann. Dennoch hat sich auch hier an manchen der wichtigsten Punkte recht deutlich gezeigt, wie selbst die vortrefflichsten Schilderungen ausländischer Beobachter nicht im Stande sind die reinen und unmittelbaren Quellen einheimischer Geisteserzeugnisse zu ersetzen. Nun sind uns aber leider aus den ersten vier Jahrhunderten unsrer Deutschen Geschichte gar keine einheimischen Zeugnisse übrig, und so groß auch die Freude ist, mit der wir die ältesten Laute der Deutschen Sprache im vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung begrüßen, so müssen wir uns doch gestehen, daß sie uns auf manche der allerwichtigsten Fragen keine oder nur sehr ungenügende Antwort geben. Hier war also der gelehrten Forschung ein weites und fruchtbares Feld geboten, um durch die Sammlung und Bewältigung des zerstückelten Stoffes, durch scharfsinnige Rückschlüsse aus dem Vorhandenen auf das Verlorene, durch gründliches Eindringen in den Geist der geretteten Bruchstücke das zu ersetzen, was uns durch zusammen-

hängende Quellenberichte nicht mehr zugänglich ist. Natürlich konnte eine Aufgabe von solchem Umfang hier so wenig wie in den andern Wissenschaften durch die Kräfte eines Einzelnen vollständig gelöst werden. Große Gelehrte aller Germanischen Stämme haben zu ihrer Lösung zusammengewirkt. Dennoch aber kann man ohne Widerspruch Einen Mann als den nennen, dessen tief gründender Geist die richtige Erkenntniß des Deutschen Alterthums zum Durchbruch gebracht hat. Dieser Mann ist Jakob Grimm.

2. Jakob Grimm machte die geschichtliche Erforschung der Deutschen Sprache zur Grundlage seiner Untersuchungen und wurde so der Gründer der historischen Deutschen Grammatik. Er bestimmte auf diese Art mit Sicherheit die Stelle, welche die Deutsche Sprache in der Reihe der Indogermanischen Sprachen einnimmt, und fand die Verhältnisse, in denen die einzelnen Deutschen oder Germanischen *) Sprachen zu einander stehen. Die Germanischen Sprachen, die wir aus zusammenhängenden Denkmählern kennen, zerfallen nach Grimm in vier Hauptmassen: erstens das längst ausgestorbene Gothische; zweitens das Altnordische, mit seinen Töchtersprachen, dem Schwedischen und Dänischen; drittens das Niederdeutsche, seit dem fünften Jahrhundert in den festländischen und den

*) Mit dem Ausdruck Indogermanische Sprachen bezeichnet man alle die Sprachen, welche die Völker dieser Familie, Inder, Griechen, Römer und Germanen sprechen. Dagegen umfaßt der Ausdruck Germanische Sprachen nur die Germanen als einen Zweig der großen Indogermanischen Familie, im Gegensatz zu den andern Indogermanischen Völkern, den Indern, Griechen u. s. w. Statt des Ausdrucks Germanisch in dem angegebenen Sinn gebraucht Jakob Grimm den Ausdruck Deutsch, so daß also nach Grimms Ausdrucksweise das Schwedische und Englische Deutsche Sprachen sind.

Angelsächsischen Zweig geschieden, und als Tochtersprache des Angelsächsischen das Englische; endlich viertens das Hochdeutsche, der Zeit nach in drei Perioden gesondert, das Althochdeutsche (700—1150), das Mittelhochdeutsche (1150—1500) und das Neuhochdeutsche (1500 bis heute). Mit größter wissenschaftlicher Strenge wies Grimm die wechselseitigen Verhältnisse dieser Sprachen nach, sowohl was die Uebergänge der Laute als die grammatischen Formen betrifft. Die Germanischen Sprachen eröffneten durch Grimms Behandlung die tiefsten Blicke in das Wesen der Sprache überhaupt und ihr Verhältniß zum Völkerleben.

Von der sicheren Grundlage der geschichtlichen Sprachforschung aus wandte sich Grimm zur Behandlung des Altdeutschen Rechts und der Altdeutschen Religion. Auf beiden Gebieten, besonders auf dem der Altdeutschen Religion, hat Grimm nicht minder neue Bahnen gebrochen wie auf dem der Grammatik: Die nahe Verwandtschaft des Altnordischen mit den übrigen Germanischen Sprachen ließ auch auf eine Gemeinschaft der Religion bei allen Germanischen Stämmen schließen. Diese Gemeinschaft unumstößlich nachgewiesen und bis ins Einzelnste durchgeführt zu haben, ist eins der größten Verdienste Jakob Grimms. Das Ergebniß seiner Untersuchungen ist deswegen so wichtig, weil wir nur die Religion des Nordgermanischen Stammes aus umfangreichen einheimischen Quellen kennen. Für die Religion der übrigen Germanischen Völker dagegen besitzen wir nur die vereinzelten Zeugnisse fremder Schriftsteller und die theils zersplitterten, theils verdunkelten Bruchstücke einheimischer Ueberlieferung. Das Alles lehnt sich nun in Grimms Untersuchungen so ungezwungen an die reichen Altnordischen Denkmähler an, daß wir eine ganz klare Anschauung von der Religion der alten Germanen bekommen.

3. Der Nordische Zweig der Germanischen Stämme, in Schweden, Dänemark, Norwegen und Island, hat sich viel später zum Christenthum bekehrt als die übrigen Germanen. Erst um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung hat er dasselbe angenommen. Schon in diesem längeren Fortbestand des Nordischen Heidenthums liegt ein natürlicher Grund, daß sich auch die Kenntniß davon vollständiger erhalten hat. Dazu kam aber noch ein besonderer Umstand, dem wir die reichen Ueberlieferungen der Nordgermanen vor allem verdanken. Als um das Jahr 870 König Harald Harfager die alte freie Verfassung Norwegens in ein strenger geeinigtes Königthum umgestaltete, da verließen viele angesehene und freiheitliebende Männer das Land und suchten sich eine neue Heimath. Auf diese Art erhielt auch die ferne Insel Island ihre Nordgermanische Bevölkerung. Ihre alten Ueberlieferungen nahmen die Einwanderer mit hinüber und als sich nach ihrem Uebertritt zum Christenthum, um das Jahr 1000, eine sehr reichhaltige Altnordische Literatur auf der fernabliegenden Insel bildete, da war eine der ersten Sorgen, die Lieder und Sagen der heidnischen Zeit, die sich bis dahin von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, schriftlich aufzuzeichnen. Die beiden wichtigsten Erzeugnisse dieser Bestrebungen sind die beiden Edden. Die ältere Edda ist eine Sammlung Altnordischer Lieder, die theils der Göttermythe, theils der Heldensage angehören. Als Sammler nennt man den Isländer Sämund, der den Beinamen des Weisen führte und im Jahr 1133 starb. Unter den mythologischen Dichtungen erkennt man einige als Produkte der späteren, schon christlichen Zeit. Die meisten dagegen sind unzweifelhaft ächte Erzeugnisse des Nordischen Heidenthums und bilden somit die sichersten und unmittelbarsten Quellen desselben. Die so genannte jüngere Edda ist ein in Prosa abgefaßtes Sammelwerk, dessen einzelne Theile sehr verschiedenen Zeiten angehören. Die ältesten derselben legt

man dem berühmten Geschichtsschreiber des Nordens Snorri Sturluson bei, der im Jahr 1241 zu Reikiaholt auf Island erschlagen wurde. Die wichtigsten Bestandtheile der jüngeren Edda sind zwei klar und einfach geschriebene Darstellungen Nordischer Göttermythen und eine Sammlung poetischer Bezeichnungen, in der sich eine große Anzahl von Resten der Altnordischen Poesie erhalten hat. Nimmt man den Inhalt der beiden Edden zusammen mit dem, was sich in den übrigen Quellen der Nordischen Geschichte mehr vereinzelt findet, so erhält man eine klare und umfassende Anschauung des Nordgermanischen Glaubens.

4. Die Nordische Mythologie bildet kein System im strengen Sinn des Worts, so wenig als die Indische oder Griechische. Alle Versuche, ein solches in der Mythologie der Nordländer zu finden, mußten deshalb mißglücken. Denn auch abgesehen von den mannigfachen fremden Elementen, die selbst die unvermischtesten Völker in sich aufgenommen und ihrer Natur gemäß umgebildet haben, wird die Mythologie eines Volkes durch das Zusammenwirken der verschiedensten Geisteskräfte erzeugt. Die schaffende Phantasie verhüllt noch in sich den charakterbildenden Willen und den ordnenden Verstand. Sie alle wirken noch in einer gottbegeisterten Gemeinsamkeit, und an ein Aufstellen durchdachter Systeme ist nicht zu denken.

Wie der Inder und Grieche so sah auch der Nordländer das ganze Weltall von der Gottheit durchdrungen. Die Kräfte der Natur sowohl als die Schicksale der Menschen waren ihm Aeußerungen der Allem inwohnenden Gotteskraft. Aber wie dem Inder und Griechen, so gieng auch dem Nordländer die Einheit dieser Kraft mehr und mehr verloren und blieb ihm zuletzt nur noch als dunkel empfundene Ahnung übrig. Aus jeder Erscheinung der Natur, aus jeder Be-

ziehung des Menschenlebens trat ihm das göttliche Walten als besonderes persönliches Wesen entgegen und so erschien ihm das Weltall von einer Unzahl göttlicher Geister bewohnt. Die Art, wie der Nordländer sich seine Götter dachte, hat trotz mancher einzelnen Hinneigung zu der unschönen Indischen Symbolik doch viel mehr Aehnlichkeit mit der Griechischen als mit der Indischen Anschauungsweise. Das Ungeheure und Ungestaltete nimmt zwar immer noch eine breite Stelle ein, wie es ja bekanntlich auch bei den Griechen noch in dem hundertarmigen Briareus, in der Chimaera und Aehnlichem seine Vertreter findet. Aber dennoch gewinnt in der Nordischen Mythologie die rein menschliche Gestalt fast überall die Oberhand, und es steht nicht zu bezweifeln: wäre es der Nordischen Mythologie vergönnt gewesen, sich ungestört wie die Griechische zu der Stufe einer wahren plastischen Kunst zu entwickeln, so würde sie noch Vieles von dem abgestreift haben, was uns in den poetischen Darstellungen derselben als unschöne symbolische Zuthat stört.

5. Die mythischen Wesen des Nordischen Glaubens zerfallen ihrer Natur nach in zwei große Massen. Die eine bilden die eigentlichen Götter, die andere die zahllosen Schaaren geisterhafter, mit übermenschlichen Kräften ausgestatteter Wesen, die zwischen den Göttern und den Menschen gleichsam in der Mitte stehen. Diese zweite Masse kann man als die breite Grundlage der Nordischen Mythe betrachten. Ihr gehören die kleinen, vielwissenden, kunstreichen Elfen und die ungeschlachten überstarken Riesen an. Die Elfen oder Alfe theilen sich in Lichtelfen und Dunkelelfen. Die Lichtelfen sind schöne, leuchtende, wohlwollende Wesen. Sie wohnen im glänzenden Himmelsraum und auf der Oberfläche der Erde. Die Dunkelelfen dagegen und die ihnen nah verwandten Zwerge (Dvergar) sind schwärzer als Pech und

wohnen in den Tiefen der Erde. Felsen und Höhlen sind ihr Aufenthalt. Streifen sie zur Nachtzeit über die Erde, so scheucht sie das aufgehende Sonnenlicht in ihre dunklen Klüfte zurück.

Die Riesen oder Thurse wohnen in den Bergen, die Reifriesen oder Hrimthurse in den Eis und Schneemassen. Die Thurse sind den Menschen an Körperkraft weit überlegen und ihnen meistens feindlich gesinnt.

Den mehr allgemeinen Naturgeistern, den Elfen und Riesen, stehen die eigentlichen Götter gegenüber *). Wie der Mensch durch seine ausgeprägtere Persönlichkeit sich aus den übrigen Naturwesen hervorhebt, so die Götter aus den elfischen und riesigen Elementargeistern. Die Götter führten bei den Nordländern den Namen Asen **). Wie die Olympischen Götter der Griechen, so bilden auch die Asen eine Art Gemeinwesen nach menschlichem Muster und so manche Erzählungen von ihnen machen fast den Eindruck, als wäre nur von sagenhaften Menschen die Rede. Dringt man aber tiefer, faßt man die verschiedenen asischen Mythen zusammen, so verschwindet jener falsche Schein sehr bald. Wir erkennen dann überall das ächt götterhafte Wesen der Asen und ihren tiefen Zusammenhang mit der Natur und mit den großen allgemeinen Geschicken der Menschheit.

---

*) Wir lassen hier dahingestellt, inwiefern vielleicht der Vereinigung dieser beiden Massen eine uralte Religionsmischung zum Grunde liegt. Jedenfalls sind sie im Nordischen Glauben so fest zu Einem Ganzen verwachsen, daß ihre Auseinanderreißung die Nordische Mythologie ebenso zerstören würde wie die versuchte Scheidung der Griechischen und Nichtgriechischen Elemente im Homer niemals gelingen wird.

**) Sing. âs; plur. aesir; fem. asynia.

An der Spitze der Asen steht Odinn, der Alles durchdringende Weltgeist. Tiefe Weisheit und der schärfste Verstand sind ihm eigen. Er hat aus Mimirs Born Weisheit getrunken. Die Runen, der Inbegriff alles Wissens, sind sein Werk. Er waltet über die Geschicke der Menschen. Im Kampf wird das Schicksal der Menschen entschieden und so ist Odinn Lenker der Schlacht. Auf seinem Rosse Sleipnir reitet er zum Kampf, begleitet von den Valkyrien, den göttlichen Kampfesjungfrauen in leuchtender Rüstung, die die Seelen der gefallenen Helden in Odinns Saal nach Valhöll geleiten. Dort führen die tapferen Heldenseelen, die Einheriar, in Odinns Gesellschaft ein herrliches Leben, das zwischen Kampf und Gelage wechselt, wie sichs die überschwellende Manneskraft des Germanen wünschte.

Odinns Gemahlinn ist Frigg, die höchste unter den Göttinnen wie Odinn unter den Göttern. Die mütterliche Fruchtbarkeit ist ihr Werk; sie wacht über die Geburten. In der schöpferischen Umspannung der Erde durch den befruchtenden Himmel sah man die Vereinigung Odinns und Friggs.

Von Odinn und Frigg stammen die Geschlechter der Asen. Daher führt Odinn den Namen Allföder, das ist Vater des Alls. Doch wie bei den Griechen, so erleidet auch bei den Nordländern die Annahme von der Abkunft aller Götter vom Höchsten der Götter mannigfache Ausnahmen, ohne daß der Glaube des Volks sich durch diese Widersprüche stören ließ.

Unter Odinns Söhnen treten hervor Thor und Balder. Thor ist der blitzende Donnerer. Wenn er auf seinem Wagen, den ein Gespann von Böcken zieht, über die Wolken dahinfährt, so rollt der Donner, und die Schläge seines zermalmenden Hammers Miöllnir sind die zerschmetternden Blitze. Den Menschen, vor allen dem Landbauer freundlich liegt Thor in beständigem Kampf mit den riesigen

Thursen. Das zürnende Gewitter mit allen seinen Schrecken frommt doch im Grunde dem Menschen und hilft ihm die wüsten, unfruchtbaren Gewalten der Natur bändigen.

Wie Thor der aufbrausende, stürmische Vorkämpfer der Götter, so ist Balder *) das Bild der sanften, lieblichen Anmuth. Von ihm ist gut zu reden und Alles lobt ihn. Er ist so schön von Anblick, daß ein leuchtender Glanz von ihm ausgeht; und als er durch Lokis Heimtücke ums Leben kam, da wußten sich die Götter nicht zu lassen vor Schmerz und Trauer.

Noch nenne ich drei unter den Asen, die zu den angesehensten gehörten. Der eigentliche Kriegsgott war der kühne und furchtlose Tyr. Tyrtapfer wurde der Mann genannt, der sich vor allen in das Kampfgewühl stürzte und keine Vorsicht kannte. Freyr und seine Schwester Freyia, die Kinder Niördhers, standen bei den alten Nordländern in besonders hoher Verehrung. Sie walten über den Segen des Friedens. Freyr giebt Regen und Sonnenschein und den Saaten ein fruchtbares Gedeihen. Freyia ist die Göttin der Liebe. Liebende Seelen flehen um ihren Beistand. Sie selbst weint um Odher ihren fernen Geliebten goldene Thränen.

So leiten und durchdringen die Asen das Weltall. Sie schirmen es im Kampf gegen die bösen, zerstörenden Gewalten, an deren Spitze der heimtückische Loki mit seinen grauenhaften Kindern steht. Hel ist seine Tochter, die Herrscherin in Helheimer, wohin die Strohtodten, das heißt die nicht im Kampf gestorbenen Männer fahren. Seine Söhne sind die ungeheure Weltschlange Jörmungander und der gefräßige Wolf Fenrir. Endlich am Ende dieser Weltzeit kommt es

---

*) Schließendes r nach Consonanten ist keine hochdeutsche Ekphonese. Ich ersetze es deshalb durch er.

zu einem großen Entscheidungskampf zwischen den Göttern und den Ungethümen. Die Götter unterliegen und Muspells Söhne, die lohenden Flammen, verzehren die Welt. Dann aber steigt eine neue, goldene Zeit aus der Zerstörung empor. So weissagt die weit über die Zeiten hinblickende Vala in der alten Völuspa, dem merkwürdigsten unter allen Gedichten der Sämundischen Edda.

6. Das war der Glaube der Nordischen Germanen. Daß dieser Glaube im Wesentlichen auch der der Germanen südlich der Ostsee war, hat Grimm in seiner deutschen Mythologie zur Ueberzeugung gebracht. Die Hauptgötter des Nordens finden sich auch bei den alten Bewohnern unseres Deutschlands wieder. Der Nordische Odinn heißt bei den Langobarden Wodan, bei den aus Norddeutschland ausgewanderten Angelsachsen Voden. Bei der Uebertragung der Römischen Tagesnamen nannten die Nordländer den vierten Tag der Woche, den Römischen dies Mercurii, Odinsdagr, den Tag des Odinn. Die Angelsachsen nannten ihn dem entsprechend Vodenes däg, woher noch jetzt der Mittwoch im Englischen Wednesday heißt. Wir sehen also, daß man bei der Zusammenstellung der Römischen und der Germanischen Götter den Odinn mit dem Mercur verglich, und daher erklärt sich nun auch, was Tacitus von den alten Germanen sagt, daß sie unter allen Göttern am meisten den Mercur verehren. Der Name des Nordischen Thor heißt in der Angelsächsischen Sprache Thunor, in der Hochdeutschen Donnar; daher noch unser Donnerstag, entsprechend dem Nordischen Thorsdagr und dem oben geschilderten Wesen des Donnergottes Thor. In gleicher Weise hat sich das Andenken des Nordischen Kriegsgottes Tyr, nach welchem bei den Nordländern der dritte Tag der Woche Tysdagr hieß, in dem Angelsächsischen Tives däg, dem Englischen Tuesday erhal-

ten. Im Althochdeutschen hieß der derselbe Tag Zies tak und davon kommt noch jetzt der Name Ziestig, den dieser Tag im Alemannischen Theil Hochdeutschlands führt. Dieß Althochdeutsche Zies tac entspricht aber nach den Gesetzen der Lautumwandlung genau dem Altnordischen Tysdagr; und somit sehen wir, daß der Altnordische Kriegsgott Tyr auch von den Hochdeutschen Stämmen verehrt wurde. Auf ähnliche Art steckt in unserem Freitag, dem angelsächsischen Frige däg, der Name der Altnordischen Göttinn Frigg, der Gemahlinn des Odinn; und da derselbe Tag bei den Nordländern nicht der Frigg, sondern der Freyia geweiht war, so können wir hier neben der allgemeinen Uebereinstimmung zugleich eine von den Abweichungen muthmaßen, die zwischen der Religion der nördlichen und südlichen Germanen stattfand. Bei den südlichen Germanen muß die mütterliche Göttinn Frigg das Wesen der geschlechtlichen Liebe, wie es die Römer in ihrer Venus verehrten, noch mitumfaßt haben.

Die angeführte Uebereinstimmung Nordischer und Südgermanischer Götter wurde im Jahr 1842 durch die Entdeckung zweier kleiner Althochdeutscher Gedichte aus heidnischer Zeit schlagend bestätigt. Sie fanden sich in einer Handschrift des 10ten Jahrhunderts auf der Dombibliothek zu Merseburg. Hier treten nun Wodan und Balder, Freyia, in der Hochdeutschen Form Frua, und eine Reihe anderer Nordischer Götter unmittelbar in die Mythologie der Südgermanischen Stämme ein, so daß auch die letzte Spur eines Zweifels an dem Zusammenstimmen des nördlichen und südlichen Glaubens schwindet. Das zweite, für uns wichtigste Bruchstück ist ein altheidnischer Zauberspruch. „Phol und Wodan, heißt es, zogen in den Wald, da ward dem Rosse Balders sein Fuß verrenkt. Da besprach ihn Sinthgunt, Sunna (Sonne) deren Schwester. Da besprach

ihn Frua (Freyia), Volla deren Schwester. Da besprach ihn Wodan, wie er es wohl verstand, sei es Knochenverrenkung, sei es Blutverrenkung, sei es Gliedverrenkung, Knochen zu Knochen, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als wären sie geleimt."

7. Finden wir so die Namen der Altnordischen Hauptgötter auch bei den südlichen Germanen wieder, so tritt uns diese Verwandschaft in den Sagen und Mährchen, in die sich die Erinnerung der alten Religion bei den Südgermanen zurückgezogen hat, noch viel lebendiger entgegen. Wie in diesen Sagen die alten Götter zu Teufeln und Gespenstern herabgedrückt werden, davon werde ich in einem späteren Abschnitt zu reden haben. Reiner und unverfälschter erhielt sich der Volksglaube an jene mittleren Wesen, an Elfen und Zwerge, Riesen und Nixen, Waldfrauen und Quellengeister und was dergleichen mehr ist, weil diese alle dem neu eingeführten Christenthum weniger schroff entgegenstanden als die großen Hauptgötter. In den sinnigen und lebensvollen Sagen und Mährchen unseres Volkes spiegelt sich der tiefe Geist der Altgermanischen Religion ab. Wir erkennen, wie unsere Vorfahren sich die ganze Natur von höheren Geistern durchdrungen und belebt dachten. So können wir noch jetzt einen unmittelbaren Blick thun in die Seite der Altdeutschen Religion, die wir oben als die breite Grundlage der Germanischen Mythe bezeichneten, während wir die andere Seite, die kräftiger und schärfer ausgeprägten Persönlichkeiten der eigentlichen Götter, bei den südlichen Germanen uns aus den zersplitterten einzelnen Bruchstücken erst wieder herstellen müssen. Aus Allem aber sehen wir, daß Geist und Wesen der Nordgermanischen und der Südgermanischen Religion durchaus dieselben waren, wenn auch natürlich sowohl die Stammunterschiede der Völker als die

tausend Jahre, die zwischen der Germania des Tacitus und der Aufzeichnung der Edda liegen, zu der Annahme berechtigen, daß jene im Wesentlichen gemeinsame Religion bei den Südgermanen des Tacitus ein vielfach anderes Gepräge hatte als bei den Nordländern des zehnten Jahrhunderts. Es wird sich damit ähnlich verhalten haben, wie mit der Religion der alten Hellenen, die auch nach Zeit und Ort sich in mannigfache Gestaltungen zerspaltete, dennoch aber in Geist und Wesen alle Hellenischen Stämme gemeinsam umschlang.

Fünftes Hauptstück.

Die Sitten und Einrichtungen der alten Germanen.

1. In dem weiten Land vom Rhein bis über die Weichsel und von der Donau bis in Skandinavien hinein wohnten die Germanen in viele größere und kleinere Völkerschaften getheilt. Zwischen Rhein, Elbe und Nordsee treten unter den übrigen hervor die Bataver, die Frisen und die Chauken an der Nordseeküste; die Sikambern, die Tenchterer und die Usipeter am Rhein; die Chatten, die Cherusker und die Hermunduren im Innern des Landes. Oestlich der Elbe wohnten außer vielen kleineren Völkerschaften zwischen der Elbe und Oder die Semnonen, zwischen der Oder und Weichsel die Burgunder, endlich im Osten der Weichsel die Gothen. Zu diesen Völkern sind dann noch als eines der mächtigsten von allen die Markomannen zu nennen, die ihre Wohnsitze im heutigen Böhmen hatten. Alle diese Völker lebten in politischer Selbständigkeit, ohne durch das Band einer gemeinsamen Verfassung zu einem einzigen Staate vereinigt zu sein. Doch war das Bewußtsein, daß sie alle einem und demselben

Stamm angehörten und insofern allerdings nur ein einziges großes Volk bildeten, bei den Germanischen Völkern keineswegs verschwunden. Sie drückten es in ihren alten Liedern so aus, daß sie alle Germanischen Völker von einem und demselben Stammvater, dem göttlich verehrten Tuisko, entsprossen sein ließen. Das Bewußtsein der Gemeinsamkeit mußte sich auch trotz allem inneren Zwist um so lebendiger erhalten, da es in der Sprache und der Religion, in den Sitten und den Einrichtungen der Germanischen Völker eine immer neue Auffrischung fand. Denn bei aller Verschiedenheit namentlich der politischen Einrichtungen, die sich bei den einzelnen Völkern findet, erkennt man doch leicht die gemeinsame Grundlage der Sitte und der Denkweise, aus denen alle diese Einrichtungen hervorgegangen sind. Auch den Römern, von denen die Schilderungen unserer ältesten Vorfahren herrühren, ist diese Uebereinstimmung nicht entgangen; und obschon sie die Verschiedenheiten der einzelnen Völker scharf hervorheben, sprechen sie doch überall von der Art und Weise der Germanischen Völker so, daß man sieht, sie kannten recht wohl den gemeinsamen Charakter derselben.

2. Der Grundzug des Germanischen Wesens ist die Liebe zur Freiheit. Es versteht sich von selbst, daß diese Freiheitsliebe bei den Germanen, wie bei jedem gesunden Volke den Sinn für Ordnung und Unterordnung nicht ausschloß. Im Gegentheil, wo es das Wohl des ganzen Volksstammes oder der gemeinsame Zweck einer freiwilligen Verbrüderung verlangte, sehen wir die Germanen mit unverbrüchlicher Treue aneinanderhalten, ja sich dem Willen eines Einzigen unterwerfen. Allein diese Unterwerfung ist weit entfernt von knechtischem Sinn. Sie beruht vielmehr auf dem richtigen Gefühl, daß nur durch diese Unterordnung des Einzelnen die gemeinsame Freiheit Aller zu retten ist.

Wie bei allen Völkern des Alterthums gab es auch im Lande der Germanen den Unterschied zwischen Freien und Unfreien. Aber obwohl auch die eigentliche Sklaverei unter den Germanen nicht unbekannt war, so befand sich doch die weit überwiegende Mehrzahl der Unfreien bei den Germanen in einer viel besseren Lage als bei den Griechen und Römern. Auch der Unfreie lebte mit seiner Familie auf seinem Gehöft, baute das Feld und gab dem Herren nur einen Theil des Ertrages ab. Der wesentlichste Unterschied zwischen ihm und dem Freien bestand darin, daß er von den öffentlichen Rechten des Freien ausgeschlossen war.

Die freien Männer bildeten die Grundlage des ganzen Gemeinwesens bei den Germanen. Aus der Zahl der Freien erhob sich bei den meisten Germanischen Völkern schon in uralter Zeit ein bevorrechteter Stand, der Adel. Allein die Vorrechte dieses Adels waren der Art, daß dadurch die Rechte der Gemeinfreien nicht gekränkt wurden. Einen König hatten sehr viele Germanische Völker an der Spitze ihres Gemeinwesens, andere und darunter manche der bedeutendsten hatten keinen. Aber so weit auch unsre Geschichte zurückreicht, nirgends weiß sie etwas von einem unumschränkten Königthum, dem sich freie Männer ohne Bedingung auf Gnade oder Ungnade zu unterwerfen hätten. Ueberall sind Sitte und Recht des freien Gemeinwesens so fest gewurzelt, daß der König an ein Umstoßen oder willkürliches Aendern derselben gar nicht denken kann. Ebendeshalb kennt auch unsere alte Geschichte den feindlichen Gegensatz zwischen republikanischer und monarchischer Regierungsform nur sehr wenig. Der Despotismus, der in freiheitliebenden Gemüthern das Streben nach republikanischen Formen weckt, konnte bei den Germanen nicht aufkommen.

3. Das Hauptgewicht im Germanischen Gemeinwesen

lag in der Volksversammlung. Jeder freie Volksgenosse hatte Stimmrecht in der Volksversammlung. Was darin zur Beschlußfassung kam, wurde in der Regel von den Angesehensten des Volkes in einer Vorberathung besprochen. In der Volksversammlung wurden die höchsten Angelegenheiten des Gemeinwesens entschieden. Bei der Berathung ließ man dem König, der Abkunft, dem Alter, dem Verdienst den Vorrang der Rede. Zu befehlen aber hatte niemand; man wollte überzeugt sein. Die Ruhe und äußere Ordnung wurde durch die Priester der Götter erhalten.

Eine der wichtigsten Seiten der Volksversammlung war, daß sie das höchste Gericht bildete. Bei ihr konnte Klage auf Tod und Leben geführt werden. Ueberhaupt lag dem Gerichtswesen der Germanen der Gedanke zum Grunde, daß der freie Mann nur durch seine Genossen gerichtet werden kann. Daher hatte der Beamtete überall nur die Gerichtsversammlung zu leiten, das Urtheil selbst zu finden aber stand nicht ihm, sondern der Gemeinde oder einem Ausschuß derselben zu. Wir sehen hier schon in ältester Zeit bei unseren Vorfahren dasselbe Princip in Geltung, das auch dem Englischen Geschwornengericht zu Grunde liegt. Freilich hat sich die Form, die das öffentliche und mündliche Verfahren jetzt bei den Engländern hat, erst allmählich aus dem Altgermanischen Gerichtswesen herausgebildet, und man sieht noch nicht ganz klar, welcher Germanische Stamm zuerst sich der vortrefflichen Formen des Englischen Verfahrens genähert hat. Seine außerordentliche geistige Energie hat jedenfalls der Nordische Stamm auch in der feinen Ausbildung seines Gerichtswesens bethätigt, wenn er auch vielleicht nicht der einzige Erfinder des Englischen Geschwornengerichts sein sollte. Aber wenn man auch mit Recht die großen Unterschiede des Altgermanischen Gerichts und des heutigen Englischen hervorhebt, so sollte man doch nie vergessen, daß beide aus

derselben freiheitlichen Quelle entspringen: Richterspruch durch die Volksgenossen.

4. Man sieht, von dem so genannten patriarchalischen Staat, in welchem der Herrscher nach Gutdünken über seine kindlichen und kindischen Unterthanen schaltet, haben sich unsre Vorfahren nichts träumen lassen. Vielmehr finden wir überall die Keime der strengsteu Rechtsformen tief in der Altgermanischen Sitte gewurzelt. Aber ebensoweit wie von dem vielbeliebten Patriarchalstaat waren unsre Vorfahren von der Ansicht entfernt, nach der irgendwelche politische Theorien im Stande sein sollen, ein Volk bei Macht und Freiheit zu erhalten, auch wenn es in Wüstheit und Zuchtlosigkeit versinkt. Die Reinheit des Familienlebens war die Grundlage der Germanischen Größe. Bei den Germanen, sagt Tacitus, sind die ehelichen Bande streng und kein Theil ihrer Sitten dürfte größeres Lob verdienen. Ihre Frauen leben in unverletzter Keuschheit, und nur höchst selten kommt unter dem so zahlreichen Volk ein Ehebruch vor, dem dann die Strafe auf dem Fuß nachfolgt. Erst in völliger Reife schreitet der Jüngling zur Ehe; daher die unerschöpfte Manneskraft. Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht; sie theilen Wuchs und Jugendfrische der Jünglinge. In gleicher Rüstigkeit treten sie in die Ehe und die Kinder bezeugen die Kraft der Eltern. Gute Sitten vermögen dort mehr als anderwärts gute Gesetze.

5. Nicht die Geschäfte des Friedens, sondern Kampf und Krieg sah der Germane als seine Lebensaufgabe an. Tapferkeit war ihm deshalb unter allen Tugenden des Mannes die erste. Ueberall, bei allen öffentlichen und eigenen Geschäften gieng der Germane bewaffnet. Die Waffen aber erhielt der Jüngling erst dann, wenn die Gemeinde ihn zu

deren Führung befähigt hielt. Dann wurde er vor versammeltem Volk von einem der Angesehensten oder von einem seiner Verwandten mit Schild und Speer ausgerüstet. So bildeten alle waffenfähigen Männer den Landsturm oder das Volksheer des Landes. Sie alle zogen in den Streit, wenn es eine gemeinsame Sache des Volkes galt. Daher der mächtige Widerstand, den bisweilen ein einzelnes Deutsches Volk großen Römischen Heeren entgegengesetzt hat. Außer den eigentlichen Volkskriegen gab es aber auch noch kriegerische Unternehmungen einzelner hervorragender Fürsten. Diese wurden nicht mit dem allgemeinen Aufgebot ausgefochten, sondern es bildete sich um den Fürsten ein Gefolge tapferer Männer, die oft verschiedenen Völkern entsprossen sich treu um den Fürsten schaarten und Gefahr und Beute mit ihm theilten.

Man hat die Vorliebe der alten Germanen zu Kampf und Krieg tadeln wollen; man hat sie als Rohheit und Barbarei verschrien. Aber wie wenig haben die vom Geist der Geschichte begriffen, die so sprechen. Auch abgesehen davon, daß ohne kriegerischen Geist noch nie ein großes Volk Bestand gehabt hat und wäre es auch mit allen höchsten und schönsten Gaben einer verfeinerten Kultur ausgerüstet gewesen, auch abgesehen davon läßt sich sehr leicht nachweisen, daß die Germanen eben nur durch jenes Uebergewicht des kriegerischen Sinnes ihre hohe weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen konnten. In der ersten Periode ihres Auftretens, von der wir hier reden, hatten sie das Heiligthum der vaterländischen Volksthümlichkeit gegen die Uebermacht der Römischen Eroberer zu schirmen, und in der Folgezeit sollten sie eben durch ihren überlegenen Kriegsmuth das verrottete Römische Reich über den Haufen werfen und auf seinen Trümmern eine neue Epoche der Weltgeschichte gründen.

6. Die Vorzüge eines Volkes offenbaren sich in den Erzeugnissen seines Geistes und in seinen Thaten. Ich habe gezeigt, in welcher Weise sich der Geist des Germanischen Volkes in seiner Religion und religiösen Dichtung, in seiner Sitte und seinem Recht ausgeprägt hat. Daß ein Volk von solchen Gaben auch großer Thaten fähig gewesen sei, würden wir nicht bezweifeln: die Geschichte überliefert uns Thaten der alten Germanen, die dem Größten aller Zeiten sich anreihen. Rom in der Fülle seiner Macht, ausgerüstet mit den Hilfsmitteln der reichsten Länder und kräftigsten Völker vom Euphrat bis nach Spanien und von den Afrikanischen Wüsten bis hoch in Britannien hinauf, streckte seine unersättlichen Hände auch nach der Eroberung unseres deutschen Vaterlandes aus. Julius Cäsar wurde durch seine Eroberung Galliens der eigentliche Entdecker Germaniens für die Römer. Der geringe Erfolg, den seine beiden Uebergänge über den Rhein hatten, zeigte, mit welchen Schwierigkeiten die Unterwerfung Germaniens verknüpft sein werde. Aber bald erkannte der Scharfblick der Römer, daß es sich hier nicht um eine eitle Erweiterung der Reichsgrenzen, sondern um einen Kampf auf Leben und Tod handle. Denn die Germanen, einmal gereizt und zum Kampf herausgefordert, standen Verderben drohend an den Römischen Grenzen. Die Sicherheit des Reichs forderte gebieterisch ihre Unterwerfung und ihre Einverleibung in die Römischen Provinzen. Cäsars Nachfolger Augustus wollte dem Römischen Reiche diesen letzten unentbehrlichen Schlußstein einfügen. Die besten Legionen, ausgerüstet mit allen Mitteln einer weit entwickelten Kriegskunst und geführt von den erprobtesten und tapfersten Feldherrn, wurde gegen Germanien ausgesandt. Die Germanen, obschon vom Rhein und von der Donau her gleichermaßen bedroht, hatten doch noch nicht genug politischen Ueber-

blick, um sich gegen die gemeinsame Gefahr eng zu verbrüdern. Sie blieben getheilt und gespalten, und so gelang es den Römern um die Zeit vor Christi Geburt, sich bis tief in Germanien hinein festzusetzen. Schon wurde an den Ufern der Weser vor dem Römischen Richter und nach Römischer Weise Recht genommen und das Land bis hin zur Elbe behandelt, als wäre es eine Römische Provinz. Wenn dieser Zustand nur einige Menschenalter fortdauerte, so ergieng es unseren Vorfahren wie dem größten Theile der Keltischen Gallier. Die einheimische Sprache und Sitte wurde gegen die aufgedrungene Römische vertauscht und das Germanische Volk gieng mit dem südlichen und westlichen Europa in dem allgemeinen Sündenpfuhl Römischer Unsittlichkeit und Römischer Ueberkultur zu Grunde. Wo blieb dann der Quell, aus dem Europa sich verjüngen sollte? Dieß unabsehbare Unglück sollte von der Menschheit abgewandt werden. Gerade als die Noth am größten war, als Quintilius Varus, der Statthalter des Kaisers Augustus, zwischen der Elbe und dem Rhein wie in einem unterjochten Lande schaltete, ward dem deutschen Volk ein Retter erweckt. Arminius der Cherusker führte die deutschen Völker den Römischen Legionen entgegen und in der furchtbaren dreitägigen Schlacht im Teutoburger Wald ward das schönste Heer, das Rom besaß, vernichtet. Diese Schlacht, im neunten Jahr unserer Zeitrechnung geschlagen, bildet den Wendepunkt in der Geschichte der Römer und Deutschen. Von nun an sind die Deuschen in stätigem Vordringen gegen die Römer. Zwar brechen die Römer noch mehrmal in das Innere des Germanischen Landes ein, um die Ehre ihrer Waffen und die Sicherheit ihrer Grenzen zu retten. Aber Arminius zeigt sich den größten Römischen Feldherrn gewachsen und an eine Unterjochung Germaniens ist nicht mehr zu denken. So

wurde Arminius der Retter des deutschen Namens, weithin gefeiert in den Liedern seines Volkes. Denn auch bei unsern Ahnen lebte die heldenmüthige That, der hohe Charakter im Mund des Sängers fort und was die Vorwelt vollbracht, begeisterte die Nachkommen zu neuen Thaten.

Zweites Buch.

Die Völkerwanderung und der Uebertritt der Germanen zum Christenthum.

Erstes Hauptstück.

Der Untergang des Griechisch-Römischen Geistes und die Ausbreitung des Christenthums.

1. Wir haben in den ersten drei Hauptstücken unseres ersten Buches den tief liegenden Gegensatz der Semitischen und Indogermanischen Völker geschildert. Wir haben gesehen, wie der wesentliche Charakter der Indogermanischen Völker darin bestand, das Göttliche nicht von der Welt streng abzuscheiden, sondern vielmehr in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens zu erkennen und zu verehren. Wir haben gesehen, wie aus diesem der Welt zugewandten Sinn bei den Griechen die höchste Blüthe der Poesie und Kunst und ein bis dahin nie gesehener Betrieb der Wissenschaft, bei den Römern die großartigsten Erscheinungen des bürgerlichen Lebens sich entwickelten. Alle diese Offenbarungen menschlicher Geistesgröße entfalteten sich in Griechenland und Rom zu einer Herrlichkeit, wie sie in solcher Fülle und Harmonie die Welt weder vorher noch nachher gekannt hat. Daher werden auch die Geisteserzeugnisse jener Völker und die Geschichte ihrer Thaten jederzeit das Studium und die Bewunderung der Nachwelt bleiben. Allein wollen wir uns nicht täuschen, so werden wir erkennen, daß zwischen jene herrlichen Blüthen natürlicher Begabung von Anfang an eine reiche Saat des Verderbens ausgestreut war, und wir werden nicht läugnen können, daß derselbe Boden, der jene Wunderblumen hervor-

trieb, auch dem Unkraut die üppigste Nahrung gab. Eben die Versenkung in die Schönheit der Natur und die Größe der menschlichen That zog die Masse des Griechischen und Römischen Volkes widerstandlos in den Strom des Weltlaufs, in welchem Gutes und Böses gemischt sind. Man hatte sich von der lauteren Reinheit des höchsten Wesens, das unberührt von Sünde und Schwäche über der Welt waltet, abgewandt und so den Maaßstab verloren für die sittliche Würdigung der menschlichen Handlungen. Wollust und Selbstsucht bemächtigten sich immer mehr der Gemüther und zerstörten das häusliche und öffentliche Leben. Es ist hier nicht der Ort, die entsätzlichen Verirrungen des geschlechtlichen Lebens, die erst das Griechische, dann auch das römische Volk leiblich und geistig zu Grunde gerichtet haben, näher zu schildern. Es genügt zu bemerken, daß auch der begeisterte Verehrer des klassischen Alterthums schon in den Zeiten des Plato und Demosthenes bei den Griechen, in denen des Virgil und Horaz bei den Römern einen Grad der sittlichen Fäulniß eingestehen muß, der den schleunigen Untergang der beiden großen Völker als unvermeidlich erscheinen läßt. Nicht weniger verderblich als die geschlechtlichen Sünden, die das Leben der antiken Völker an der Wurzel angriffen, war die maaßlose und ungezügelte Selbstsucht, die erst den Staat von Athen unter den Trümmern einer wilden Demagogie begrub, dann das im blutigen Bürgerkrieg ermüdete Rom den Fesseln der Despotie überlieferte. So versanken in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die beiden klassischen Völker in eine Abspannung und Erschlaffung, die von der alten Freudigkeit und Lebensfrische keine Spur mehr an sich tragen. Wer etwa meint, in den großen Geistern, die Rom noch bis in den Anfang des zweiten Jahrhunderts hinein aufzuweisen hat, vielleicht im Tacitus, eine Widerlegung unsrer Ansicht zu finden, der wird bei nur etwas aufmerksamem Studium dieses

tiefsinnigen Klassikers unsere Behauptung von der Versunkenheit der Massen erst recht bestätigt finden. Wie zieht sich durch diese letzten großartigen Vertreter des Altrömischen Geistes überall die tiefe Verzweiflung an der Wiedergenesung des Römervolkes, und wie lange dauert es, so müssen auch sie erbärmlichen Phrasensammlern, wie Fronto und seines gleichen Platz machen.

2. So neigte sich schon um die Zeit von Christi Geburt das Leben der beiden klassischen Völker dem natürlichen Absterben zu. Die persönliche Größe Einzelner, die über die Menge hervorragten, hatte in den Massen keinen Rückhalt mehr. Die alte Religion, schon immer an den Schwächen des Polytheismus und einer unsittlichen Vermischung des Guten und Bösen krankend, war durch die Erörterungen der Philosophen in ihren Fundamenten erschüttert. Sie konnte den Massen weder Trost noch sittliche Stärkung bieten. Eine allgemeine Oede bemächtigte sich der Geister. Das fröhliche, kräftige Weltleben der Indogermanen, das in den Griechen und Römern zu so herrlicher Blüthe gekommen war, hatte sich erschöpft. Da trat aus unbeachtetem Dunkel die höchste Gestaltung des Semitischen Völkerlebens hervor, die Vollendung der Alttestamentlichen Religion: das Christenthum.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, die Streitigkeiten über die rechte Auffassung des Christenthums zu entscheiden. Aber weil der Verlauf unsrer Untersuchung es mit sich bringt, einerseits im Christenthum eins der wesentlichsten Elemente des Deutschen Volkslebens nachzuweisen, andrerseits gerade neben dem christlichen Element das häufig verkannte nichtchristliche in seine Rechte einzusetzen, so können wir nicht umhin, hier mit wenigen Worten anzudeuten, wie man bei sehr verschiedener Auffassung der biblischen Urkunden doch in der

Hochachtung ihres ehrwürdigen Inhalts näher übereinstimmen kann als mancher glaubt.

Wer nach alter Weise alle Erzählungen der heiligen Schrift für baare Geschichte nimmt, der wird ohnehin nicht zweifeln an der Alles überragenden Wichtigkeit des Christenthums. Wer dagegen durch die Prüfung der biblischen Erzählungen an den Ergebnissen der neueren Wissenschaft zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die alte historische Auffassungsweise sich nicht halten lasse, der wird leicht in Gefahr gerathen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Versuche der Gegner, ihm seine Zweifel zu benehmen, werden in der Regel wenig fruchten. Denn sollten sie ihn auch wirklich in allem andern überzeugen, so bleibt doch der Beweis, der vom Standpunkt des Kopernikanischen Weltsystems gegen die Geschichtlichkeit der wesentlichsten biblischen Erzählungen geführt wird, ein schwer zu entfernender Stein des Anstoßes.

3. Aber gesetzt, gerade diese für die Religion wesentlichsten Theile der Bibel wären wie bei allen andern Religionen mythischer Art, wäre denn dadurch über den Werth oder Unwerth unserer heiligen Schriften entschieden? Was würde man von einem Kritiker sagen, der über den ästhetischen Werth des Homer den Stab brechen zu dürfen glaubte, sobald er den Beweis geführt hat, daß die Olympischen Götter keine wirklichen Wesen waren? In derselben Lage aber befindet sich der, welcher den religiösen Werth der Bibel nach der historischen Wahrscheinlichkeit ihrer Erzählungen bemißt.

Mag man doch über Mythisches und Historisches in der Bibel denken wie man will, immer wird man bei ruhiger Ueberlegung die unermeßliche Bedeutung zugestehn, die dieß Buch für die Erziehung des Menschengeschlechts hat. Man

lese ohne Vorurtheil die Geschichten und Gebote, die Lieder und Weissagungen des Alten Testaments und man wird überwältigt werden von der großartigen Einfachheit des Israelitischen Glaubens, von der tiefen Wahrheit des Mosaischen Sittengesetzes. Es ist ein einziger Grundton, der durch die Bücher des Alten Bundes geht: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu.“ Die Bewahrung des reinen Gottesdienstes war die Aufgabe des Israelitischen Volkes. Schroff und schmucklos stehen die Althebräischen Bücher neben der Literatur der Hellenen. Aber ihre Bedeutung für die Menschheit hat den Vergleich mit den Griechen wahrlich nicht zu scheuen.

4. Und nun das Neue Testament! Die Israeliten des Alten Bundes hatten ihr höchstes Bestreben darein gesetzt, die Gebote, die ihnen Gott durch Moses gegeben hatte, genau zu erfüllen. Nach der äußerlichen Auffassung, die sich bei den Israeliten mehr und mehr festsetzte, war die Erfüllung dieser Gebote vielleicht nicht ganz unmöglich. „Du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen“, das Alles mochte mancher buchstäblich gehalten haben. Nun aber kam Jesus Christus und zeigte, wie wenig jene äußerliche Gerechtigkeit vor Gott gilt, wie Gott die Gedanken richtet, wie der Haß ihm Todtschlag, die wollüstige Regung Ehebruch ist. Nur der kann vor Gott bestehen, der in Werken, Worten und Gedanken nie vom Rechten abgewichen ist. Denn Gott in seiner fleckenlosen Reinheit kann sich nie vereinigen mit dem Unreinen. Wer noch eine Spur von Selbsterkenntniß in sich hat, der wird sich gestehen, daß er in diesem tieferen Sinn, wie ihn Christus aufgeschlossen hat, vor Gott nicht ohne Sünde ist. Mithin wäre das ganze Menschengeschlecht durch die Unreinheit, die auch dem Reinsten noch anklebt, von Gott geschieden gewesen, wenn

nicht Gott selbst die Sünden der Menschen auf sich genommen und so das Menschengeschlecht mit sich versöhnt hätte. Das ist der Sinn der Neutestamentlichen Versöhnungslehre, wie sie insbesondere der Apostel Paulus ausgebildet hat. Wer sich an der Fassung der Lehre stößt, der halte sich an den Sinn, bedenke aber, daß gerade das dem Mythus und der Geschichte gemeinsam ist, eine Fülle von Gedanken in sich zu bergen, die sich nie durch einen einzigen abstrakten Satz erschöpfen läßt. So wird in der Lehre von der Person Christi der praktische, nüchtern verständige Mensch sich vorzugsweise an die sittliche Reinheit halten, durch welche der Gründer unsrer Religion seine erhabene Lehre bestätigt hat; während der spekulative Denker vielleicht gerade in die Seite des Dogmas sich vertieft, durch welche die schroffe, Alttestamentliche Scheidung zwischen Gott und Welt aufgehoben und so gleichsam ein Reis des Indogermanischen Geistes dem strengen Semitenthum eingeimpft worden ist. Alle aber möchten übereinstimmen in dem Glauben an den Einen allmächtigen Gott, der uns die Reinheit seines Wesens in seinen Geboten offenbart und uns vergiebt, wenn wir uns vor ihm beugen und unsre Reue durch unser Leben bethätigen.

5. Eine solche Lehre mußte in der verzweiflungsvollen Oede, die nach dem Untergang der antiken Herrlichkeit die Römische Welt ergriffen hatte, den tiefsten Anklang finden. Das öffentliche Leben war verschwunden, der Einzelne in den Schmutz der Sünde versunken. Da kam das Christenthum und predigte eine Religion, deren Reich nicht von dieser Welt und also vom Zustand des Staats ganz unabhängig ist, eine Religion, die sich an den Einzelnen wendet mit dem reinsten Sittengesetz zur Richtschnur des Lebens und zugleich mit dem Trost, daß Gott die Uebertretungen dieses Sittengesetzes vergiebt, wo er nur ernste Reue findet. „Kommt her zu

mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken". Das war ein Ruf, der unzählige Gemüther gewann, daß sie ihr Auge vom Jammer der irdischen Gegenwart abwandten und ihren Trost in der Hoffnung eines schöneren Lebens jenseits des Grabes fanden.

Schon in dem Jahrhundert des Kaisers Constantinus wurde von den Anhängern der heidnischen Partei dem Christenthum der Vorwurf gemacht, das Römische Reich sei durch die Einführung der christlichen Religion zu Grunde gegangen. Gegen diesen Vorwurf ist eins der berühmtesten Werke der kirchlichen Literatur gerichtet, nämlich das Werk des Augustinus von der Stadt Gottes. Der Vorwurf war bei der sittlichen Versunkenheit des ganzen Volkes und bei der allgemeinen Zerrüttung des Reiches leicht zurückzuweisen. Er trug zu sehr das Gepräge, nur erfunden zu sein zur Beschönigung der eigenen Schwäche. Derselbe Vorwurf aber ist, besonders von einigen ausgezeichneten Geistern der neueren Zeit, viel tiefer gefaßt worden. Man beschuldigte das Christenthum, die Herrlichkeit der antiken Kunst, die Freude und Frische des Hellenischen Lebens zerstört zu haben. Aus diesem Gesichtspunkt faßt Göthes Braut von Korinth die Sache auf, und ähnlich Schillers Götter Griechenlands. Allein um diesen Vorwurf zu begründen müßte doch vor Allem erst erwiesen werden, daß damals, als das Christenthum das Römische Reich durchdrang, wirklich das gesunde heitere Leben, das man dem Christenthum entgegenstellt, blühte. Dieß aber zu erweisen wird nimmermehr gelingen. Die Geschichte bezeugt vielmehr auf allen Blättern das Gegentheil. Wer dem Verlauf der Thatsachen folgt, der weiß, daß der belebende Funke des antiken Geistes in sich selbst verglimmen mußte, auch ohne daß das Christenthum ihn zertrat. Nur daß uns ohne die Dazwischenkunft des Christenthums das kraftlos verschmachtende Alterthum den Anblick einer un-

absehbaren Oede darbieten würde ohne Trost und Hoffnung. Zum Zeugniß verweise ich auf den kläglichen Ausgang, den die Bemühungen des Kaisers Julianus Apostata zur Wiederherstellung des antiken Heidenthums nahmen. Der bitter ausgesprochene Vorwurf, das Christenthum habe das antike Leben zerstört, ist somit durchaus zurückzuweisen.

6. Aus denselben Gründen aber muß der Historiker auch einer andern Ansicht widersprechen, die nicht selten von Verehrern des Christenthums vorgetragen wird. Man sagt: „Die Herrlichkeit des klassischen Alterthums erbleichte vor dem Glanz des aufgehenden Christenthums", oder durch welche andere Wendung man den Gedanken nun zu geben liebt. Der Gedanke ist aber in jeder Wendung unhistorisch. Das Christenthum ist gar nirgends mit der Herrlichkeit des klassischen Alterthums zusammengetroffen. Die Blüthe des klassischen Alterthums war längst vorüber, als das Christenthum sich unter den Griechen und Römern ausbreitete. Das klassische Alterthum ist gestorben und das Christenthum ist in sein Erbe eingetreten.

7. In dem Gesagten liegt nun schon die Grenze, innerhalb deren das Christenthum die alten Völker wiederherstellen konnte. Es brachte den Einzelnen, die sich zu ihm wandten, Trost in der allgemeinen Oede und eröffnete ihnen die Aussicht in ein besseres jenseitiges Leben. Von den noch vorhandenen Kräften an Leib und Seele rettete das Christenthum, was noch zu retten war. Wer mehr von ihm erwartet, der verkennt die Bestimmung des Christenthums. So wenig ein kranker Mensch, dadurch daß er sich zum Christenthum bekehrt, seine Gesundheit wieder erlangt, ebensowenig kann und will das Christenthum die einmal vergeudeten natürlichen Kräfte eines Volkes wieder neu schaffen.

Wir werden uns deshalb nicht wundern, wenn wir auch nach der Einführung des Christenthums die Bewohner des Römischen Reichs in einem elenden Zustand sehen, zumal da ein großer Theil derselben das Christenthum nur äußerlich angenommen hatte und im übrigen geblieben war wie vorher. Aber auch die ächten Christen hatten in natürlicher Hinsicht ihre und ihrer Väter Sünden zu büßen. Daher auch bei den trefflichsten Männern dieser Zeit jene gebrochene Gemüthsstimmung, jene unläugbar freudlose Ansicht des Lebens. So gieng dieß Volk im Staat verrottet, zum Krieg untüchtig, alles begeisterten Aufschwungs baar mit raschen Schritten dem Untergang entgegen.

Zweites Hauptstück.

Der Einbruch der Germanen in das Römische Reich und die Gründung neuer Völker.

1. Erschöpft durch die fürchterlichen Bürgerkriege erst des Marius gegen Sulla, dann des Cäsar gegen Pompejus, endlich des Brutus und Cassius gegen die Triumvirn hatte sich Rom der Alleinherrschaft des Augustus unterworfen. Noch blieben zum Schein die alten republikanischen Formen, obwohl in Wahrheit der Cäsar mit unumschränkter Gewalt herrschte. Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung streifte der Kaiser Diokletianus die letzten Spuren der ohnehin längst erstorbenen Altrömischen Formen ab und verwandelte so das Römische Reich auch der ausgesprochenen Verfassung nach in eine Despotie von orientalischem Charakter. Konstantin (306—337) vollendete das von Diokletian begonnene Werk. Ein weitschichtiges, steif abgestuftes Beamtenthum erstickte die letzten Reste bürger-

licher Selbständigkeit und ein prunkvoller, in das geistloseste Ceremoniell eingezwängter Hof gab dem Kaiser auch äußerlich das Ansehen des orientalischen Despoten. Als daher Konstantin den Sitz der kaiserlichen Herrschaft von Rom nach Byzanz verlegte, folgte er dem natürlichen Zuge, den der Charakter des Reichs angenommen hatte. Konstantinopel war fortan eine mehr Asiatische als Europäische Macht und das übrige Europa, weit entfernt vom Sitz des Byzantinischen Despoten, öffnete sich neuen Staatsbildungen im Geist der Europäischen Menschheit.

2. Wie tief in den Zeiten der ausgearteten Republik und unter der Herrschaft des Despotismus das Römische Volk in sittlicher, bürgerlicher und natürlicher Beziehung versank, das können wir durch eine große Anzahl von Zeugnissen beweisen. Schon Augustus mußte durch Gesetze und Aufmunterungen aller Art die Römischen Ehen zu fördern suchen. Denn schon damals war die schmählichste Unsittlichkeit so tief eingerissen, daß man ein völliges Aussterben wenigstens der höheren Römischen Stände fürchtete.

Dabei wurde die Verdrängung des kleineren Grundbesitzes durch das Ueberhandnehmen der ausgedehnten Herrengüter eine neue Quelle des Elends und der Verarmung. Die reichen Kapitalisten kauften die Bauern aus und ließen ihre weitläufigen Güter durch Sklaven und Halbsklaven bebauen. Schon der ältere Plinius (um 70 nach Christus) klagt in seiner Naturgeschichte *), daß die Latifundien, das ist die weiten in Einer Hand vereinigten Strecken des Grundbesitzes, Italien zu Grunde gerichtet haben und bereits auch die Provinzen verderben. Durch alles dieß schwand die alte

*) 18, 7.

Bevölkerung so zusammen, daß ganze, ehemals reich bewohnte Landstriche verödeten. So mußte zum Beispiel der Kaiser Honorius um das Jahr 395 in Kampanien, der fruchtbarsten Landschaft Italiens, von mehr als fünfmalhunderttausend Morgen ehemals bebauten Ackerlandes die Steuern abschreiben lassen, weil sie aus Mangel an Bebauern verödet waren.

3. Vergleichen wir mit diesem bürgerlichen, sittlichen und physischen Elend des Römischen Reiches die ungebrochene Naturkraft des rasch anwachsenden Germanenvolkes, so sehen wir, daß schon in den natürlichen Verhältnissen der beiden Völker die Ueberfluthung der Römischen Provinzen durch Germanische Eroberer begründet war. Der hohe kriegerische Muth der Germanen gegenüber der sinkenden Kriegstüchtigkeit der Römer mußte diesem natürlichen Verlauf ihrer Schicksale die Bahn brechen. Schon nach der Niederlage des Varus im Teutoburger Wald mußte Augustus mit den strengsten Strafen einschreiten, um nur die Aushebung in Italien zu Stande zu bringen, und im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung war fast aller kriegerische Geist aus Italien verschwunden. Die Heere des Römischen Reichs wurden nun fast nur aus Nichtrömern zusammengesetzt, zuerst aus den Bewohnern der unterworfenen Provinzen, aus Galliern, Britten und so weiter; dann aber mehr und mehr aus Miethstruppen, die man in die Grenzen des Reichs aufnahm. Das wurde die erste Veranlassung einer Durchdringung des Römischen Reichs mit Germanischen Elementen. Kaum waren die Römer in nähere Berührung mit den Germanen gekommen, als sie auch ihre kriegerische Brauchbarkeit erkannten. Schon Augustus hielt sich eine Germanische Leibwache. Unter seinen Nachfolgern wurde es immer mehr Sitte, auch Germanische Söldner in die Römischen Heere

aufzunehmen. So traten nach und nach ganze Germanische Heerhaufen und zuletzt ganze Germanische Völker in Römischen Dienst. Die Form, unter der man diese Völker in das Römische Reich aufnahm, war die der Römischen Einquartierung. Bei den unablässigen Kriegen, die Rom führte, hatte sich durch das beständige Hinundhermarschieren der Truppen ein sehr ausgebildetes Einquartierungswesen entwickelt. Dem eingelagerten Soldaten wurde von dem Bürger gesetzlich ein Drittel des Hauses überlassen. Auf dieselbe Art nun wurden seit dem vierten Jahrhundert ganze Germanische Völkerschaften in das Römische Reich aufgenommen, indem sie sich zugleich verpflichteten, das Reich nach außen zu vertheidigen. Aus dieser Einquartierung wurde aber eine Besitznahme des Landes für immer. Die eingelagerten Völker, im Gefühle ihrer Macht, ließen sich nicht mehr willkürlich verpflanzen, sondern setzten sich in ihren Quartieren fest und forderten von den Bewohnern die Abtretung eines bestimmten Theiles ihrer Besitzungen für immer. Manche Völker, zum Beispiel die Ostgothen in Italien, begnügten sich mit einem Drittel des gesammten Grundbesitzes, andere, wie die Westgothen in Spanien, nahmen zwei Drittel und ließen den alten Bewohnern nur eines. Das war die Form, unter welcher die Römer die eingewanderten Germanischen Völker in ihre Reichsverwaltung einzufügen gedachten. Daß diese Form, so wichtig sie zur Erklärung vieler Erscheinungen der Germanischen Völkerwanderung ist, doch von den Germanen nicht gerade pedantisch als der einzige Rechtsgrund zur Abreißung Römischer Provinzen beobachtet wurde, wird uns ein Blick auf die Geschichte der Völkerwanderung hinlänglich ergeben. Doch ehe wir die Zertrümmerung des Römischen Reiches durch die Germanen schildern, müssen wir zuerst einige Worte sagen über die Veränderungen, die im

Innern Germaniens der eigentlichen Völkerwanderung vorangiengen.

4. Schon seit den Anfängen der deutschen Geschichte sehen wir häufig eine Anzahl kleinerer Völker zu irgend einem Zweck Bündnisse unter einander schließen. Diese Gewohnheit mußte immer mehr überhand nehmen, je mehr man erkannte, daß gegen die koncentrirte Römische Weltmacht nur durch Vereinigung größerer Massen etwas auszurichten war. Seit den Zeiten des Markomannenkrieges (166—180) treten daher an die Stelle der vielen vereinzelten Völker, wie sie Tacitus in seiner Germania schildert, mehr und mehr umfassende Völkerbündnisse, die dann mit der Zeit zu neuen größeren Völkern verwachsen. Auf diese Art entsteht im nördlichen Deutschland zwischen der Ostsee und dem Rhein der Bund der Sachsen, am untern Rhein der Bund der Franken, endlich am oberen Rhein und um die Quellen der Donau der Bund der Schwaben und Alemannen. Nur einige größere Völker, wie die Gothen, Burgunder, Langobarden, treten auch fortan unter ihrem alten Namen auf, und auch sie scheinen sich zum Theil durch Einverleibung kleinerer Völker vergrößert zu haben.

5. Als Grund der Germanischen Völkerwanderung giebt man häufig den Einbruch der Asiatischen Hunnen an, die um das Jahr 370 die Wolga überschritten. Will man damit nur sagen, daß durch diesen Stoß von außen eine längst begonnene Bewegung zur endlichen Entscheidung kam, so ist nichts dagegen einzuwenden. Meint man aber, die Einwanderung der Germanischen Völker in das Römische Reich sei lediglich eine Folge des Hunnischen Angriffs gewesen, so läßt sich eine so mechanische Erklärungsweise leicht wiederlegen. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die Un-

ternehmungen der Germanischen Völker von Ariovist bis zu den verwegenen Gothenzügen des dritten Jahrhunderts, um sich zu überzeugen, daß der Untergang des Römischen Reichs durch die Germanen tief in der Geschichte der beiden Völker begründet war. Aber allerdings wurde der Angriff der Hunnen auf die östlichen Germanischen Stämme für die Völkerwanderung entscheidend. Das mächtige Volk der Gothen wurde durch diesen Angriff zersprengt. Die eine Hälfte desselben, die Westgothen, gieng im Jahr 375 über die untere Donau, ergoß sich in den Jahren 401—410 unter ihrem gewaltigen Kriegsfürsten Alarich über Italien und gründete im weiteren Verlauf des fünften Jahrhunderts das mächtige Westgothische Reich in Spanien und dem südlichen Gallien. Die andere Hälfte des Gothenvolkes, die Ostgothen, mußte sich den Hunnen unterwerfen. Als aber nach Attilas, des Hunnenkönigs, Tod das Hunnische Reich zerfiel, machten sich auch die Ostgothen unabhängig und eroberten unter ihrem König Theodorich Italien. Das Reich, das sie dort stifteten, bestand zwar nur wenig über ein halbes Jahrhundert (489—553). Aber der Gründer des Reichs, der große Theodorich, dessen Charakter Kraft und Milde in seltener Weise vereinigte, und der heldenmüthige Widerstand, den die letzten Ostgothenkönige der überlegenen Kriegskunst der Byzantinischen Söldnerheere leisteten, gehören zu den schönsten Erscheinungen des Germanischen Völkerlebens.

6. Wie die Gothen so sehen wir seit dem Ende des vierten Jahrhunderts die ganze Germanische Welt in Wallung gerathen. Die Burgunder verlassen ihre östlichen Wohnsitze, ziehen die Donau hinauf dem Rhein zu, überschreiten diesen Strom in der Gegend von Worms, wenden sich dann nach Süden und gründen das Burgundische Reich im südöstlichen Gallien. Die Wandalen, wohl das ungestümste unter

allen Germanischen Völkern, treibt ihre rastlose Wanderlust vom Schlesischen Riesengebirge durch Germanien, Gallien und Spanien bis nach Afrika. Der Bund der Franken ergießt sich über das nördliche und mittlere Gallien; Alemannen besetzen Helvetien; Baiern, aus dem alten Markomannenvolke hervorgegangen, die Donauprovinzen bis tief in die Tiroler Alpen hinein. In Norddeutschland nimmt die bewaffnete Auswanderung ihre Richtung seewärts. Sachsen und Angeln erobern den größten Theil der Brittischen Insel und gründen dort die Reiche, aus deren Vereinigung England hervorgegangen ist. Endlich zum Schluß der großen Germanischen Wanderung entreißen die Langobarden, ursprünglich an der unteren Elbe wohnhaft, den Byzantinischen Eroberern Italien und geben so das alte Hauptland des Römischen Reichs der neuen Germanischen Entwicklung zurück. So ist in zwei Jahrhunderten, vom Ende des vierten bis zum Ende des sechsten, das ganze mittlere und westliche Europa von Grund aus umgestaltet worden.

Drittes Hauptstück.

Der Uebertritt der Germanischen Völker zum Christenthum.

1. Als die Stürme der Germanischen Völkerwanderung über das Römische Reich hereinbrachen, war das alte Griechisch-Römische Leben längst erstorben und an seine Stelle die Gestaltungen der Christlich-Semitischen Weltanschauung getreten. In den drei Jahrhunderten seit seiner Gründung hatte sich das Christenthum über das ganze Römische Reich verbreitet und die Reste des Heidenthums dermaßen überflügelt, daß es von Kaiser Konstantin zur Staatsreligion

erhoben wurde. Diese Ausbreitung der christlichen Religion mußte einerseits ihrer Reinheit vielen Abbruch thun, andererseits aber führte sie zu einem so festen und großartigen Ausbau der kirchlichen Ordnung, daß auch die wildesten Zeiten der Europäischen Völkerwanderung diesen Bau nicht zu erschüttern vermochten. Die strenge Scheidung der Gemeinde in Klerus und Laien, das gesteigerte Ansehen der Bischöfe, die erhabene Stellung der Metropoliten über den andern Bischöfen, das Alles paßte recht gut in die Byzantinische Beamtenwirthschaft und wurde deshalb von Konstantin auf alle Art gefördert und in den übrigen Staatsmechanismus eingefügt. Der Plan, die ganze Kirche in dem despotischen Staatswesen aufgehen zu lassen, wäre vielleicht geglückt, wenn der Metropolit der neuen Residenz Konstantinopel sich das unbestrittene Uebergewicht über die andern Metropoliten des Reichs hätte verschaffen können. Allein dieß gelang nicht. Vielmehr stieg durch die Verlegung der weltlichen Residenz noch das Ansehen des geistlichen Hirten in Rom, der altberühmten Hauptstadt des Reichs. So bahnte sich auch auf kirchlichem Gebiet, schon ehe die Germanen das Weströmische Reich in Besitz nahmen, eine Lostrennung des Westens vom Osten an.

2. Die Verbreitung des Christenthums unter den Germanischen Völkern wurde durch die Arianischen Streitigkeiten sehr befördert. Die Anhänger des Arius, der bekanntlich eine von der orthodoxen abweichende Ansicht über das Wesen der zweiten Person in der göttlichen Dreieinigkeit aufstellte, suchten ihrem Glauben durch die Bekehrung der Germanischen Völker neue Stützen zu verschaffen, und dieß gelang ihnen auch durch den redlichen Eifer ihrer Missionare. Der eine von ihnen, Ulfilas der Bekehrer der Gothen († 388), hat uns in seiner Gothischen Bibelübersetzung ein

Denkmal seiner Thätigkeit hinterlassen, das wir Deutsche jederzeit mit Ehrfurcht betrachten werden. Aber nicht nur die Gothen traten zum Arianischen Christenthum über, sondern eben diese Glaubensmeinung hat sich auch unter den Vandalen und Burgundern und noch unter manchen anderen Deutschen Völkern ausgebreitet.

3. Im Innern des alten Römerreiches unterlag der Arianismus und seine Besiegung gab der orthodoxen Kirche neuen Glanz. Je mehr nun die Macht der Germanischen Völker wuchs, um so mehr mußte der Kirche an ihrer Gewinnung liegen. Den großen Wendepunkt in der Stellung der Kirche zu den Germanischen Völkern bildet der Uebertritt des Frankenkönigs Chlodowig zum katholischen Glauben (496). Auf die Franken gestützt breiteten die Sendboten Pabst Gregor des Ersten die christliche Lehre unter den Angelsachsen aus (597) und diese wurden die Gründer der christlich kirchlichen Gestaltung des eigentlichen Deutschlands. Inzwischen waren auch die früher dem Arianismus zugefallenen Völker theils zu Grunde gegangen wie die Vandalen und Ostgothen, theils zum katholischen Glauben übergetreten wie die Burgunder und Westgothen, so daß um die Mitte des 8ten Jahrhunderts die christlich katholische Kirche alle in das ehemalige Römische Reich eingewanderten Germanischen Völker und von denen des eigentlichen Deutschlands diejenigen umfaßte, die dem Fränkischen Reich angehörten, das heißt außer den Franken auch die Baiern, Schwaben und Thüringer. Noch gehörten damals die Sachsen des Festlandes dem Heidenthum an. Das Schwert Karls des Großen gewann sie dem Fränkischen Reich und dem Christenthum. Zuletzt endlich, um das Jahr 1000, traten auch die Völker des Nordgermanischen Zweiges, die Schweden, Dänen, Norweger und Isländer zum Christenthum über. So war im

Beginn des 11ten Jahrhunderts der ganze Germanische Stamm mit allen seinen Völkern, ausgewanderten und daheimgebliebenen, der christlichen Kirche einverleibt.

4. Die Stellung zu beleuchten, die der Altgermanische Geist dem neu eingeführten Christenthum gegenüber einnahm, wird die Aufgabe unseres dritten Buches sein. Hier wollen wir nur einige Worte sagen über die Beschaffenheit des den Germanen dargebrachten Christenthums. Durch die Persönlichkeit des Ulfilas und den von Natur milden Charakter der Ostgothen haben sich in neuerer Zeit manche zu einer Vorliebe für den Arianismus der deutschen Völker verleiten lassen. Man bildete sich ein, der Arianismus hätte die Grundlage eines vernunftmäßigeren, reineren deutschen Christenthums werden können, und träumt wohl gar von einer deutschen Kirche, die Bonifacius († 755) bei weniger knechtischem Gemüth Rom gegenüber auf diese Lehre hätte bauen können. Vor dem Blick des tieferen Geschichtsforschers verschwinden diese wesenlosen Schatten. Ueber die angebliche größere Vernunftmäßigkeit des Arianismus brauche ich kein Wort zu verlieren, weil sich diese ganze Ansicht nicht auf den Arianismus wie er wirklich war, sondern auf ein selbstgemachtes Gebilde, das man ihm unterschiebt, gründet. Daß Bonifacius auf die verwilderten Reste längst überwundener Häresien keine deutsche Kirche bauen konnte, versteht sich gleichfalls von selbst. Will man daher an der Weltgeschichte meistern, so schlage man immerhin lieber den alten, einfacheren Weg ein und verlange von Bonifacius, daß er nicht nur einer der festesten Charaktere, sondern auch einer der größten Geister aller Zeiten hätte sein sollen. Dann mag man ihm zumuthen, nicht nur das damals giltige Christenthum in Deutschland fest zu gründen, sondern auch die christliche Kirche selbst zu reinigen und neuzugestalten. Wie die

Sachen einmal liegen, wird man zwar zugeben müssen, daß das Christenthum, das die katholische Kirche des Mittelalters den Germanischen Völkern zubrachte, ein vielfach getrübtes und verdunkeltes war. Man wird sich oft genug genöthigt sehen, sowohl das Ziel, das die katholischen Kirchenfürsten verfolgten, zu mißbilligen als auch die Mittel, die sie zu seiner Erreichung anwandten. Allein bei aller Umhüllung und Entstellung des ursprünglichen Christenthums wird man doch nicht läugnen können, daß durch die katholische Kirche des Mittelalters den früherhin heidnischen Völkern Europas eine reinere Gottesverehrung ist zugeführt worden. Denn durch all das taube Gestein des Aberglaubens und der priesterlichen Herrschsucht zieht sich eine Ader reinen Goldes: christliche Gotteserkenntniß und christliche Sitte. In den eifrigen Sendboten des Christenthums, den Priestern und Mönchen des Mittelalters, die der katholische Glaube wegen ihrer Wunder als Heilige verehrt, der aufgeklärte Spötter wegen ihres Aberglaubens als Thoren verlacht, erkennt der besonnene Forscher die Gründer des Monotheismus in Europa.

Drittes Buch.

Das Fortwirken des Altgermanischen Geistes auch nach der Einführung des Christenthums.

Erstes Hauptstück.

Ueberblick über die neueren Europäischen Völker nach ihren Ursprüngen.

1. Mit wenigen, ihrer Masse nach unbedeutenden Ausnahmen gehören die Völker Europas dem Indogermanischen Stamme an. Außer den beiden klassischen Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, sind es vorzüglich drei Aeste des Indogermanischen Stammes, deren Schicksale die Geschichte unseres Welttheils bilden, nämlich die Kelten, die Germanen und die Slaven. Die Kelten, einst weit über das mittlere und westliche Europa verbreitet, sind durch stärkere Nachbarn auf den äußersten Nordwestrand des Welttheils zurückgedrängt worden. Noch lebt ihre Sprache in verschiedenen Zweigen in einem Theil von Irland und Schottland und in Wales und der Bretagne. Die Slaven haben sich in zwei großen Familien über den Osten unseres Welttheils verbreitet. Russen und Serbier bilden die eine, mehr östliche, Polen und Tschechen die andere, mehr westliche. Zwischen den Kelten im Westen, den Slaven im Osten wohnen die Germanen in der Mitte Europas.

Man muß sich aber nicht denken, die fünf großen Europäischen Stämme, Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slaven, wohnten unvermischt und streng abgegrenzt nebeneinander. Vielmehr haben die meisten, vielleicht alle Europäischen Völker mannigfache Mischungen erfahren. Ge-

rade durch diese Mischungen haben sich neue Völker gebildet und der Werth eines Volkes darf keineswegs unbedingt davon abhängig gemacht werden, ob es von Anfang an unvermischt geblieben oder ob es aus einer Mischung verschiedener Bestandtheile hervorgegangen ist. Sehr hervorragende Völker, zum Beispiel die Italiener und die Franzosen, sind durch Mischung entstanden, während sehr untergeordnete Völker, wie die Lappländer, vielleicht unvermischt geblieben sind. Die Frage wird vielmehr immer die sein: Waren die Bestandtheile, aus denen ein Volk hervorgegangen ist, zu einer günstigen Mischung geeignet und hatten sie Kraft genug in sich, um ein neues, lebenskräftiges Völkerwesen zu erzeugen. Eine der wichtigsten Untersuchungen für den Geschichtsforscher wird dann ferner sein, welche Elemente die verschiedenen Bestandtheile zu dem neuen Völkerleben geliefert haben und welcher Urbestandtheil durchgeschlagen und dem Volke vorzugsweise seinen Charakter aufgedrückt hat. In vielen Fällen wird die Sprache des neuen Volkes die Entscheidung geben. Der Theil, der bei der Mischung seine Sprache behauptet und dem neuentstandenen Volke mitgetheilt hat, wird als der wesentlichere zu betrachten sein. Allein so natürlich diese Annahme scheint, so große Beschränkung erleidet sie durch den Umstand, daß die Verschiedenheit der Bildungsstufe oft gerade den kräftigeren, aber minder kultivirten Theil bestimmt, seine Sprache aufzugeben. So wichtig nun in solchen Fällen immer auch der Mischungstheil sein wird, der den andern zu seiner Sprache hinüberzuziehen weiß, so wird doch gerade das eine Hauptaufgabe des Historikers sein, nachzuweisen, inwiefern dennoch der Charakter und die Lebensentfaltung des neuen Volkes durch den anfänglich ungebildeteren, aber an Kraft überlegenen Bestandtheil bestimmt worden ist. Wir werden dieß letztere insbe-

sondere an den Romanischen Völkern des westlichen und südlichen Europas sehen.

2. Wir haben im vorigen Buch den Untergang der antiken Völker Europas und die Ueberflutung des Römischen Reichs durch die Germanen im Allgemeinen dargestellt. Das vorliegende Hauptstück soll uns die Mischungsverhältnisse der neueren Europäischen Völker nach den Gebieten, die sie bewohnen, kurz vorführen. Das wird uns den besten Einblick gewähren in die unermeßliche Wichtigkeit der Germanischen Völkerwanderung. Wir beginnen mit den neuentstandenen Romanisch Germanischen Völkern des südlichen und westlichen Europas. Wir müssen dabei etwas weiter zurückgreifen, weil die uralte Bevölkerung dieser Länder schon längst vor der Germanischen Einwanderung manche wesentliche Umwandlungen erfahren hatte.

3. Italien, das Hauptland der Römischen Welt, war ursprünglich von Völkern sehr verschiedener Abkunft und Sprache bewohnt. Wir können seine alten Bewohner in drei Hauptmassen scheiden: Kelten im oberen Italien, in dem Land zu beiden Seiten des Po, das eben nach diesen seinen Bewohnern den Namen des Cisalpinischen Galliens trug. Im mittleren Italien, nördlich bis gegen den Po, südlich bis gegen die Tiber verbreitet saßen die Etrusker, ein Volk von unbekannter Abstammung, ausgezeichnet durch eine seltsam eigenthümliche Religion und noch mehr durch einen hohen, dem Griechischen verwandten Kunstsinn. Endlich südlich der Etrusker in dem noch übrigen Mittelitalien und in Unteritalien wohnten die Römer und die ihnen verwandten Völker der Latiner, Sabiner, Samniten u. s. w. Alle diese früherhin geschiedenen Stämme der Italienischen Bevölkerung wurden durch die Eroberungen und den über-

wiegenden Staatssinn der Römer zu einem einzigen Volk verschmolzen. Schon gegen das Ende der Republik war die Verschmelzung vollendet und im Beginn der Kaiserzeit bildeten die Bewohner Italiens mit geringfügigen Ausnahmen ein einziges durch Sprache und Sitte vereinigtes Römervolk, obschon sich natürlich von selbst versteht, daß auch in dieser Verschmelzung einzelne unterscheidende Züge der alten Urbevölkerung sich landschaftlich erhielten.

Wir haben im vorigen Buch gezeigt, wie sehr die Römische Bevölkerung Italiens in den traurigen Jahrhunderten der Kaiserzeit geistig und leiblich verkam. Der Abgang besonders an kriegerischer Kraft wurde schon in den Zeiten des noch bestehenden Kaiserthums hauptsächlich durch das Hereinziehen Germanischer Heerhaufen ersetzt. Schon vor dem Untergang des Reichs lag die höchste Gewalt längere Zeit in den Händen des Germanischen Feldhauptmanns Ricimer. Endlich im Jahre 476 machte Odoacher, ein Heerführer aus dem ursprünglich Norddeutschen Volk der Rugier, dem Weströmischen Reiche auch dem Namen nach ein Ende. Er stand an der Spitze einer aus verschiedenen deutschen Völkern zusammengeworbenen Armee. Skiren, Heruler, Rugier werden als ihre Bestandtheile erwähnt. Diese Mischung von Germanen ließ sich von den alten Bewohnern Italiens ein Drittheil alles Grundbesitzes zur festen Ansiedlung abtreten. Sie blieb aber nicht lange im ruhigen Besitz. Denn schon im Jahr 489 brach das mächtige Volk der Ostgothen aus seinen bisherigen Pannonischen Wohnsitzen in Italien ein. Wir haben eine gleichzeitige Schilderung, aus der wir sehen, wie ein solcher Völkerzug mit Weib und Kind vor sich gieng. Nach Ueberwindung des Odoacher setzten sich die Ostgothen in den Besitz des Ackerdrittels, das Odoachers Schaaren für sich in Anspruch genommen hatten. Theodorich, der König der Ostgothen, wandte Alles an, um eine friedliche Ver-

schmelzung seiner Gothen und der vorgefundenen Bevölkerung anzubahnen. Allein dieser Plan scheiterte an der Unfähigkeit seiner Nachfolger und an der Eroberungssucht des Byzantinischen Hofs. Der grausame, zwanzigjährige Krieg, in welchem die Feldherrn des Byzantinischen Kaisers Justinian das Ostgothische Reich vernichteten, hat zwar fast die ganze waffenfähige Mannschaft der Ostgothen aufgerieben. Aber wenn man bedenkt, daß Weiber und Kinder doch großentheils verschont wurden, so wird man bei der damaligen dünnen Bevölkerung Italiens und dem physisch gesunden Wesen der Germanen auch diesen Resten der Ostgothen und ihren Nachkommen ihre gebührende Stelle in der Entstehungsgeschichte des Neuitalienischen Volkes einräumen.

Nach dem Untergang des Ostgothischen Reiches blieb Italien dreizehn Jahre lang eine Provinz der Byzantiner (555—568). Wie bedeutend wäre die Gestalt Europas für die ganze Folgezeit verändert worden, wenn es den Byzantinern gelungen wäre, Italien von der neu begonnenen Völkerbildung loszureißen und so dieß schöne Land in die Verkümmerung des Byzantinischen Reiches hineinzuziehn. Aber das sollte nicht sein. Italien sollte vielmehr eins der wesentlichsten und herrlichsten Glieder in der neu entstehenden Europäischen Völkerfamilie werden. Daß dieß geschah, war das Werk der Langobarden.

Die Langobarden, aus ihren alten Wohnsitzen an der Niederelbe nach der mittleren Donau gezogen, waren eins der kräftigsten und sprödesten deutschen Völker. Als sie unter ihrem König Alboin im Jahr 568, wohlgeordnet in Faren oder Volksgeschlechter, in Italien einbrachen, fiel ein großer Theil des Landes rasch in ihre Hand. Das Uebrige, besonders die festen Städte, auf deren Belagerung sie sich weniger verstanden, mußte sich ihnen mit der Zeit gleichfalls ergeben, so daß sie zuletzt im Besitz von fast ganz Italien

waren. Denn obwohl das obere Italien eine besonders dichte Langobardische Bevölkerung erhielt, so muß man sich dieß deutsche Volk doch ja nicht auf Oberitalien beschränkt denken. Vielmehr haben die Langobarden sich über den größten Theil von Mittel= und Unteritalien ausgebreitet. Bei ihrem Einbruch in Italien waren die Langobarden in Sprache, Recht und Sitte durchaus Deutsch; ihre Religion war ein Gemisch von Heidenthum und Arianismus. Dieß letztere war noch ein besonderes Hinderniß für die Vermischung der Langobarden mit den vorgefundenen katholischen Landeseinwohnern. Das Loos dieser älteren Bevölkerung war unter den Langobarden überhaupt sehr hart. Von einem Vertrag, wie bei der früheren Besetzung durch die Ostgothen, ist keine Rede. Die Langobarden treten vielmehr mit dem unbedingten Recht der Eroberung auf; und mag man auch an den harten Aussprüchen der Quellen über die schlimme Lage der alten Landeseinwohner noch so viel herunterdingen, immer bleibt das gewiß, daß die Langobarden sich als die herrschende Bevölkerung des Landes fühlten und ihre Germanischen Sitten und Rechte auch in der neuen Heimath festhielten. Allein der schroffe Gegensatz zwischen Langobarden und Römern — so wollen wir der Kürze wegen das oben geschilderte Völkergemisch, das die Langobarden in Italien vorfanden, nennen —, sollte mehr und mehr schwinden. Die religiöse Scheidewand fiel, indem es den Bemühungen der katholischen Bischöfe und insbesondere der Römischen Päbste im Verlauf des siebenten Jahrhunderts gelang, die Langobarden zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Dem Römischen Kirchenthum und der höheren Kultur Italiens gegenüber konnte sich auch die angestammte deutsche Sprache der Langobarden nicht behaupten. Wenige Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung hatten die Langobarden ihre Sprache mit der vorgefundenen Lateinischen vertauscht, jedoch nicht

ohne auch dieser, namentlich im Wortschatz, sehr deutliche Spuren ihrer alten Stammsprache einzudrücken. Daß die Langobarden bei aller sonstigen Sprödigkeit in so wesentlichen Dingen sich nachgiebig zeigten, war ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe sehr förderlich. Denn nur so konnte die Verschmelzung zu Stande kommen, aus der das reichbegabte Italienische Volk hervorgegangen ist. Statt die Langobarden ihrer Umbildungsfähigkeit wegen zu tadeln, muß man sie vielmehr bewundern, daß sie trotz aller Umwandlungen ihre alte Kraft behauptet und so der Bevölkerung Italiens neues Leben eingeflößt haben.

4. Die Pyrenäische Halbinsel, das jetzige Spanien und Portugal, war in ältester Zeit von einem eigenthümlichen Volksstamm, den Iberern bewohnt, von dem sich noch ein Rest in dem kleinen Volk der Basken im nördlichen Spanien erhalten hat. Aber schon in sehr alter Zeit hat sich in einem großen Theil Spaniens der uralte Stamm der Iberer mit Kelten gemischt und dadurch dem Namen der Keltiberer seinen Ursprung gegeben. Diese Iberische und Keltiberische Urbevölkerung Spaniens hat sich unvergänglichen Ruhm erworben durch die unbeugsame Tapferkeit, die sie den Römischen Eroberern entgegensetzte. Schon im zweiten Punischen Krieg (218—206 vor Christus) wurde Spanien von den Römern großentheils unterworfen, aber noch dauerte es fast zweihundert Jahre, bis die Spanischen Völker sich unter das Römische Joch fügten. Denn erst durch die Besiegung der Kantabrer unter Augustus (19 vor Chr.) ward die Unterwerfung Spaniens vollendet. Von nun an nahm die Umbildung Spaniens zu Römischer Sprache und Römischer Sitte einen raschen Fortgang. Justiz und Verwaltung waren Römisch, und dazu kam noch eine planmäßige Benutzung des Römischen Militärwesens, um durch das

Verlegen Spanischer Truppen in Lateinische Länder, Lateinischer nach Spanien die Lateinische Sprache durch alle Schichten der Bevölkerung zu verbreiten. So fanden die Germanen bei ihrem Einbruch in Spanien (409) fast das ganze Volk in Sprache, Recht und Sitte romanisirt.

Die ersten Germanen, die in den Stürmen der Völkerwanderung bis nach Spanien vordrangen, waren die Vandalen und eine Abtheilung der Sueven (409). Die Vandalen verließen nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt das Land und giengen nach Afrika hinüber; die Sueven gründeten im nordwestlichen Theile Spaniens ein Reich, das sich fast zweihundert Jahre erhielt. Viel wichtiger aber wurde die Besitznahme Spaniens durch die Westgothen. Dieß mächtige und zahlreiche Volk hatte nach seiner Trennung von den Ostgothen und seinen weiten Zügen durch Griechenland und Italien endlich in Spanien und dem südlichen Gallien feste Wohnsitze gefunden. Unter Athaulf (410—415) in Spanien eingezogen, hatten die Westgothen vor allen in der Riesenschlacht auf den Katalaunischen Feldern den Sieg der Europäischen Kultur über den Hunnenkönig Attila entschieden (451). Den weitesten Umfang erhielt das Reich der Westgothen unter König Eurich († 483). Denn damals herrschten sie von den Alpen und der Loire bis an die Südspitze Spaniens. Später verloren sie ihre Gallischen Besitzungen an die Franken, dehnten aber dafür ihre Herrschaft nun auch über die Sueven im nordwestlichen Spanien aus.

Wie überall in den eroberten Provinzen so bildet auch in Spanien eine Hauptfrage für den Historiker die allmähliche Verschmelzung der eingewanderten Germanen und der vorgefundenen Provincialen zu einem neuen Volke. Die Geschichte der Westgothen in Spanien läßt uns einen besonders klaren Blick in diesen Vorgang thun. Zuerst stehen sich auch hier die Deutschen Eroberer und die Romanisirten

Provincialen schroff gegenüber. Beide behaupten ihre Sprache, ihr Recht und ihre Religion. Denn obwohl die Westgothen schon lange bevor sie in Spanien einwanderten zum Christenthum übergetreten waren, so bildete doch der Arianismus, dem die Gothen anhiengen, und der Katholicismus, zu dem sich die Provincialen bekannten, einen so schroffen Gegensatz wie ihn nur immer zwei verschiedene Religionen bilden können. Erst nachdem im Jahre 586 der Westgothische König Reccared zur katholischen Kirche übergetreten war, wurde eine friedliche Verschmelzung der eingewanderten Germanen und der alten Provincialen möglich. Bis dahin hatten beide auch im Rechte geschieden gelebt. Die Westgothen lebten nach ihrem Deutschen Recht, das sie in die neue Heimath mitgebracht hatten, die Provincialen dagegen hielten am Römischen Recht fest. Erst seit Reccareds Zeit entstand das gemeinsame Gesetzbuch, das sich unter dem Namen der Lex Wisigothorum erhalten hat und das, seiner Grundlage nach Germanisch aber mit vielen Römischen Elementen versetzt, Westgothen und Provincialen zu Genossen eines und desselben Rechtes verband. Wie streng die Scheidung zwischen den Westgothen und Provincialen gewesen war, ersieht man besonders daraus, daß erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts durch König Receswinth das Connubium oder die wechselseitige Verheirathung unter beiden Völkertheilen eingeführt wurde. Das zeigt uns zugleich wie unrichtig die Vorstellung ist, als wären die in das Römische Reich einwandernden Germanen nur abenteuernde Soldatenhorden gewesen. Das Jahrhunderte lange Fortbestehen der in Spanien eingezogenen Westgothen als abgesondertes Volk lehrt uns neben unzähligem Anderen, daß die wandernden Germanen ein wohlgeordnetes Familienleben festhielten.

Nach Aufhebung aller Hindernisse gieng die Verschmel-

zung der Gothen und Provincialen rasch vorwärts. Wie die Langobarden in Italien, so haben auch die Germanen in Spanien ihre angestammte Deutsche Sprache bei der neuen Völkerbildung aufgegeben. Aber auch hier waren sie auf die Gestaltung der neuen Sprache, die sich aus dem Latein der Provincialen entwickelte, nicht ohne wesentlichen Einfluß. Ein Ereigniß, dessen Ursprung ganz außerhalb des Europäischen Völkerlebens liegt, unterbrach die ruhige Entwickelung des Spanischen Volkes, die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel durch die mohammedanischen Araber nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711). Der Kampf der christlichen Gothoromanen gegen die mohammedanischen Semiten füllt die thatenreiche Geschichte des Spanischen Mittelalters; und wenn auch manches Arabische in Blut und Sitte des Spanischen Volkes übergegangen ist, so ist es dennoch gerade der Gegensatz gegen das Mohammedanisch Semitische, der gegenüber dem Asiatischen und Afrikanischen Wesen den Spaniern ihren Europäischen Charakter aufdrückt.

5. Im alten Gallien bildete der Keltische Stamm die Hauptmasse der Bevölkerung. Hier war der eigentliche Mittelpunkt der festländischen Kelten. Die Sitten dieser Kelten mit ihren Druiden und ihrer religiösen Geheimweisheit, ihrer Tapferkeit und ihrer politischen Unfähigkeit lernen wir aus Julius Caesars meisterhaften Schilderungen kennen. Der Mangel an einer geordneten Freiheit der Massen und die eitle Zanksucht und Eifersüchtelei der Großen lieferten in wenigen Jahren das ganze große und zahlreiche Volk in die Hände des Römischen Eroberers. Dagegen nimmt die Tapferkeit und die Todesverachtung, mit der die Gallischen Völker acht Jahre lang dem größten Römischen Feldherrn widerstanden, unsere ganze Bewunderung in Anspruch. Wie in Spanien, so richteten sich auch in Gallien die Römer mit der

ganzen Ueberlegenheit ihres völkerbeherrschenden Geistes ein. Gericht und Verwaltung, Kriegswesen und höhere Bildung, Alles wurde auf Römischen Fuß gesetzt. Und ganz besonders war es auch hier wieder die Römische Sprache, die man mit allen Mitteln eines indirekten Zwanges zur Herrschaft zu bringen suchte. Dieß gelang auch so gut, daß in den fünf Jahrhunderten, die zwischen Julius Caesar und der Fränkischen Eroberung liegen, fast ganz Gallien in Sprache und Sitte ein Römisches Land wurde. Zwar reichen im nördlichen Gallien noch Reste des alten Keltenthums in die Zeit der Völkerwanderung hinein. Allein wie kraftlos diese Reste waren, zeigt ihr Verschwinden während des Mittelalters. Denn die noch vorhandenen Keltischen Bewohner der Bretagne gehören nicht hieher, da sie erst in den Jahrhunderten der Völkerwanderung vor dem Schwert der Angelsachsen aus Brittannien nach Gallien geflohen sind. Im Ganzen müssen wir also beim Einbruch der Germanischen Eroberer die Bewohner Galliens als ein Romanisirtes Volk ansehen. Doch möchte ich hier auf einen Umstand hindeuten, der mir sowohl für Spanien als für Gallien wichtig scheint. Es wäre nämlich gar wohl möglich, daß sich die alten Landessprachen in diesen Provinzen besonders unter der Landbevölkerung doch bis zum Untergang des Weströmischen Reichs in weiterem Umfang erhalten haben als sich aus den Geschichtsquellen belegen läßt. Als die Germanen einwanderten, trafen daher in solchen Gegenden drei Sprachen zusammen: die alte Landessprache, das Römische und das Deutsche. Da nun gewiß ein großer Theil der Iberischen und Keltischen Bauern durch den langen Verkehr mit den Römisch gebildeten Städtern neben ihrer Muttersprache auch etwas Latein verstand, so bot sich das Latein als die beste Vermittlung zwischen den verschiedenen Bevölkerungstheilen dar. Das mag dann ganz besonders zu dem raschen Untergang der meisten noch

übrigen Keltischen Reste in der Zeit der Völkerwanderung beigetragen haben. Ueberall aber dürfen wir nicht vergessen, daß die allmählich Romanisirten Gallier viele Züge ihrer alten Stammesart auch unter dem neuen Römischen Gewande behauptet haben.

Wir haben schon gesehen, wie sich im südwestlichen Theile des alten Galliens, besonders in dem Lande zwischen den Pyrenäen und der Garonne Westgothen niedergelassen haben. Das südöstliche Gallien vom Mittelmeer an der Rhone und Saone hinauf bis gegen den Fuß der Vogesen wurde um die Mitte des fünften Jahrhunderts von dem Deutschen Volk der Burgunder in Besitz genommen. Bei weitem am wichtigsten aber waren unter den in Gallien angesiedelten Deutschen Völkern die Franken. Ein Theil des Germanischen Völkerbundes, der seit dem dritten Jahrhundert unter dem Namen der Franken vorkommt, drang im Verlauf des fünften Jahrhunderts in das nördliche und mittlere Gallien ein. Zuerst in den Gegenden zwischen der Maas und Schelde angesiedelt machten diese Franken unter ihrem König Chlodwig im Jahr 486 durch die Schlacht bei Soissons dem Rest der Römischen Herrschaft in Gallien ein Ende. Der Sieg bei Vouglé (507) unterwarf den Franken den bis dahin Gothischen Südwesten, das Jahr 534 den Burgundischen Südosten Galliens. So herrschten die Franken über ganz Gallien, am dichtesten angesiedelt aber waren sie in der nördlichen Hälfte des Landes. Hier hat sich auch die Deutsche Sprache bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts erhalten. Dann ergieng es ihr wie dem Gothischen in Spanien, dem Langobardischen in Italien: sie mußte der Sprache der Kirche und der vorgefundenen Romanisirten Bevölkerung, dem Lateinischen weichen. Doch ist die neu entstandene Romanische Sprache nirgends so weit von ihrer Lateinischen Mutter abgekommen wie in Frankreich. Das bedeutende Gewicht des Fränkischen Ele-

mentes in der Bildung des Französischen Volkes bezeugt unter anderem auch der Name der Franzosen. Unter lingua francica oder francisca verstand man in den Jahrhunderten nach der Fränkischen Eroberung Galliens die Deutsche Sprache der eingedrungenen Franken. Den Romanischen Dialekt der alten Landeseinwohner dagegen nannte man lingua Romana oder auch Gallica, Gallicana. Aber schon im neunten Jahrhundert fieng man an, das alte Gallien Francia nova zu nennen, im Gegensatz zu Francia antiqua, womit man das alte Deutsche Frankenland am Rhein und Main bezeichnete; und so bildet sich schon unter den nächsten Nachfolgern Karls des Großen der Sprachgebrauch, nach welchem man unter Franci das in Gallien neu entstandene Volk der Franzosen versteht *). So bezeichnet denn schon im früheren Mittelalter franzische zunge die Sprache des romanisirten Gallischen Franken, das Französische **).

6. Haben wir bisher solche Germanische Ansiedlungen auf Römischem Boden besprochen, in denen mit der Zeit die Römische Sprache überwog, so kommen wir nun zu einer Provinz, in welcher die Germanischen Eroberer auch ihre Sprache behauptet haben. Die Brittischen Inseln sind

---

*) Vit. Ludov. Pertz II, 633. Gfrörer Karolinger 1, 64. Der Uebergang des Sprachgebrauchs tritt besonders klar zu Tage in dem monachus Sangallensis de gestis Karoli imperatoris. Vgl. bes. I, 2 (II, p. 731 Pertz) moderni Galli sive Franci. — Francia nova I, 21 (II, p. 740 Pertz). — Francia antiqua I, 23 (II, p. 741 Pertz). — inter Gallos Franci militantes I, 34 (II, p. 747 Pertz). — Francique vel Galli — — ipsique reges Gallorum vel Francorum (Franken sind gemeint) II, p. 748 Pertz.

**) Vgl. z. B. Ruolandes liet S. 310, 10.

bei ihrem Eintritt in die Geschichte von Keltischen Völkern bewohnt, die sich in zwei große Familien scheiden, nämlich in die Waelen und die Gaelen. Die Waelen haben das heutige England inne, die Gaelen Irland und Schottland. Schon Julius Caesar erkannte in seinen Gallischen Kriegen, daß das Keltenthum an den zahlreichen Stämmen Brittanniens immer einen Rückhalt haben werde, so lange diese von der Römischen Herrschaft unabhängig blieben. Er machte deshalb im Jahr 55 vor Christus den Versuch einer Landung; und wenn auch ihm selbst eine dauernde Unterjochung der Britten noch nicht gelang, so war doch die Römische Eroberung ruhmvoll eingeleitet und ehe noch das erste Jahrhundert der Römischen Kaiserherrschaft zu Ende gieng, war der größere Theil Brittanniens Römische Provinz. Wie überall, so setzten auch hier die Römer sich mit ihrem Regiment und ihrer Bildung fest. Aber obwohl das Land beinahe vier Jahrhunderte unter Römischer Herrschaft stand, drang der Einfluß des Römerthums dennoch nicht so tief ein wie in den übrigen Provinzen des Westreiches. Er scheint sich in Brittannien mehr auf die Städte beschränkt zu haben; das Land dagegen blieb großentheils Keltisch. Als nun in der allgemeinen Noth des Reichs im Jahr 426 die Römischen Legionen aus Brittannien zurückgezogen und die alten Einwohner sich selbst überlassen wurden, traten auch sogleich wieder die schlimmen Stammfehler der Keltischen Völker hervor. Innere Zwistigkeiten und politische Rathlosigkeit bestimmten endlich die Waelen des südlichen Landes gegen die im Norden wohnenden Pikten Germanische Völker des Festlandes zu Hilfe zu rufen. Sie wandten sich an die Angeln, die sich von ihren Ursitzen im jetzigen Herzogthum Schleswig weithin verbreiteten, und an die Sachsen, die damals im nördlichen Deutschland einen mächtigen Völkerbund bildeten. Unter ihren Anführern Hengist und Horsa landete zuerst im Jahr 449

eine Schaar von Angeln, Sachsen und Jüten an der Küste von Kent, um für die Waelen den Krieg gegen die Pikten zu führen. In Kurzem aber überwarfen sich die Waelen mit ihren Germanischen Hilfsvölkern und nun begann ein Kampf zwischen den Keltischen Ureinwohnern und den herbeigerufenen Germanen, der bald den Charakter eines Vernichtungskrieges annahm. Die Schaaren, welche die Sage in den drei Schiffen des Hengist und Horsa landen läßt, spielen dabei nur in so fern eine wichtige Rolle, als sie den Anfang der Germanischen Eroberung bezeichnen. Viel bedeutender aber war der ununterbrochene neue Zuzug, den die Eroberer aus dem Norddeutschen Festlande bekamen. Anderthalb Jahrhunderte lang reißt dieser Zuzug nicht ab. Eine ganze Reihe großer Germanischer Landungen in Brittannien unter namhaften Anführern können wir jetzt noch aus den Geschichtsquellen, besonders aus der vortrefflichen Angelsächsischen Kirchengeschichte des Beda Venerabilis († 735) nachweisen; und niemand hat natürlich die vielen einzelnen Schiffe, die zwischen den großen Landungen Deutsche Auswanderer nach Brittannien hinübergeführt haben, aufgezeichnet. So gründeten die Germanen im Verlauf des fünften und sechsten Jahrhunderts sieben Königreiche auf der Brittischen Insel, Wessex (Westsachsen), Sussex (Südsachsen), und Kent an der Südküste; Essex (Ostsachsen), Ostanglien, Mercien und Northumberland an der Ostküste und im Innern des Landes. Alle diese Reiche wurden um das Jahr 827 durch Egbert, den König von Westsachsen zu einem einzigen vereinigt, dessen Bevölkerung den Namen der Angeln erhielt, der früherhin nur einen Theil der Germanischen Einwanderer bezeichnet hatte. Daher noch heute der Name England und seiner Bewohner der Englishmen oder Engländer. Daß der Name der Angeln die Oberhand gewann, hat wahrscheinlich seinen Hauptgrund darin gehabt, daß man die Bewohner der Insel von den inzwischen immer

berühmter gewordenen Sachsen des Festlandes unterscheiden wollte. Die Wissenschaft ist billiger; sie nennt die in Brittannien eingewanderten Germanen, wenigstens in ihrer ersten Periode bis zum Jahr 1066, Angelsachsen; und bei ihren Keltischen Nachbarn heißen die Engländer noch heute Sachsen.

Das Endergebniß der Germanischen Eroberung Brittanniens unterscheidet sich wesentlich von der Besitznahme Spaniens, Italiens und Galliens. In Brittannien ist keine solche Mischung vor sich gegangen wie in den drei genannten Ländern. Denn wenn auch einzelne Britten zwischen den Angelsächsischen Eroberern sitzen blieben, so wurde doch die Hauptmasse der Kelten auf die Westküste der Insel zusammengedrängt und das breite dem Europäischen Kontinent zugekehrte Ostland erhielt eine reingermanische Bevölkerung. Nur auf den Grenzen des Keltischen und Germanischen Gebiets mag die Vermischung bedeutender gewesen sein. Auf einem Theil der Westküste, in Wales, hat sich bis heute die Keltische Sprache erhalten und in Cornwall, der Südwestspitze Englands, ist erst im achtzehnten Jahrhundert die Keltische Zunge ausgestorben. Dagegen haben die Germanischen Ansiedler ihre Angelsächsische Sprache auch in der neuen Heimath behauptet. An ein Verdrängen derselben durch das Keltische war natürlich bei den oben angegebenen Verhältnissen ohnehin nicht zu denken, und das Römische, in Brittannien niemals durchgedrungen und schon mehr als zwanzig Jahre vor der Ankunft der Angelsachsen nicht mehr Sprache des herrschenden Volkes, hatte keine Macht. Denn weder konnte es sich als vermittelnde Sprache zwischen die Kelten und die Angelsachsen eindrängen, noch konnte es in den ersten anderthalb Jahrhunderten der Angelsächsischen Eroberung als Kirchensprache Einfluß üben, da die Angelsachen in jener Zeit noch am Heidenthum festhielten.

So würde sich in Brittannien ein ziemlich unvermischtes

Anglisch Sächsisches Volk erhalten haben, wenn die Völkerwanderung auch bei dem Nordischen Zweig der Germanischen Völker in denselben Jahrhunderten ihr Ende gefunden hätte, in denen sie bei den Deutschen Stämmen, die südlich der Ostsee wohnten, zum Abschluß kam. Aber während die Völkerwanderung der Südgermanen eigentlich schon mit der Besitznahme Italiens durch die Langobarden, jedenfalls aber mit dem Jahrhundert Karls des Großen beendet ist, fangen die Nordgermanen oder Nordmannen eben im neunten Jahrhundert erst recht sich zu rühren an. Schweden durchstreifen das heutige Rußland und Dänen und Norweger brandschatzen in weiten Seezügen die Küsten und Inseln des westlichen Europas. Vor allen waren diesen Angriffen der Nordischen Seehelden die Brittischen Inseln ausgesetzt. Das Volk der Angelsachsen, obwohl der Masse nach gut und tüchtig, war meist von seinen Oberen schlecht geleitet. So lange ein König wie der große und edle Alfred (871—901) an seiner Spitze stand, durften die Normänner nichts unternehmen. Aber in dem Jahrhundert nach Alfreds Tod von seinen Großen verrathen und oft von feigen Königen schmählich im Stich gelassen, konnte das Volk der Angelsachsen dem wilden Kriegsmuth der Nordmänner nicht länger widerstehen. Durch König Swein von Dännemark (1003—1014) und dessen Sohn König Knud den Großen (1014—1035) wurde England eine Beute der Dänen. Wie groß der Dänische Einfluß auf die Sitten und Einrichtungen der Engländer gewesen ist, wird immer eine ebenso anziehende als schwierige Frage bleiben. Bei der großen Energie des Nordgermanischen Stammes darf man diesen Einfluß gewiß nicht zu gering anschlagen. Fragt man aber, wie viel Dänisches Blut in den Englischen Stamm eingedrungen ist, so wird man, einzelne Gegenden ausgenommen, den Dänen an der physi-

schen Grundlage des Englischen Volkes keinen sehr großen Antheil zusprechen können.

Viel wichtiger noch als die Herrschaft der Dänen wurde für das Engliche Volk ein anderer Zweig der Nordgermanen, die Romanisirten Normannen. Nachdem die Nordgermanischen Seefahrer beinahe das ganze neunte Jahrhundert hindurch die Französischen Küsten und Stromufer geplündert hatten, nahm endlich im Jahr 911 der Norweger Rollo den schönsten Theil des nördlichen Frankreichs, das Land an der unteren Seine, für sich und seine Schaaren in dauernden Besitz. So entstand dort das Herzogthum, das nach seinen Eroberern den Namen der Normandie erhielt und dessen glänzende Hauptstadt Rouen war. Zum Christenthum übergetreten und unter die Romanischen Bewohner des Landes vertheilt, vertauschten auch die Normannen bald ihre angestammte Nordgermanische Sprache mit der Französischen und diese Französirten Normannen eroberten unter ihrem Herzog Wilhelm im Jahr 1066 durch die große Schlacht bei Hastings England. Das war das wichtigste Ereigniß in der Geschichte der Insel seit der Angelsächsischen Eroberung. Durch die Einrichtungen Herzog Wilhelms, der nun König Wilhelm der Erste von England wurde, traten die Normannischen Ritter als der Adel des Reichs an die Spitze des Volkes. Die Angelsächsische Sprache wurde in die unteren und mittleren Schichten des Volkes zurückgedrängt, am Hof und in der höheren Gesellschaft galt nur das Französische. Auch für die Gesetzgebung und Verwaltung wurde, so weit nicht noch die mittellateinische Gesammtsprache ihre Rechte geltend machte, das Französische eingeführt. Allein im Verlauf weniger Jahrhunderte bewährte die Masse des Angelsächsischen Volkes seine alte Gesundheit. Die Französische Sprache, das Erbtheil einer kleinen Minderheit, wurde aus

den Geschäften und aus dem Leben der Engländer wieder verdrängt und die Sprache der Angelsachsen, freilich in den Jahren der Unterdrückung mannigfach umgestaltet, trat wieder in ihre Rechte ein. Der Französische Bestandtheil des Englischen Wortschatzes, so weit er schon während des Mittelalters in die Englische Sprache eingedrungen ist, bewahrt das Andenken der Normannischen Eroberung. Daß übrigens das Englische nach seinem grammatischen Bau und dem weit überwiegenden Bestandtheil seines Wortschatzes eine Germanische Sprache ist, bedarf für den Kundigen keiner Bemerkung.

7. Wir haben im Bisherigen geschildert, wie der Ueberfluß Deutscher Völker sich über den Süden und Westen Europas ergossen hat. Jetzt kehren wir zurück zu dem alten Heimathland der Germanen in der Mitte des Welttheils. Wenn auch in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung eine Reihe ganzer Völker die Deutsche Heimath verläßt und die meisten übrigen südlich und nördlich der Ostsee einen Theil ihrer Genossen in ferne Gegenden entsenden, so blieb dennoch die Hauptmasse, der eigentliche Kern des Germanischen Stammes in der alten Heimath zurück. Die Nordischen Germanen, in Norwegen, Dännemark, Schweden und auf der Insel Island, von den Altrömischen Waffen gar nicht und vom Christenthum erst sehr spät berührt, haben theilweise ihren alten Charakter besonders treu bewahrt. Die südlichen Germanen dagegen, im jetzigen Deutschland und einigen angränzenden Ländern, von den Stürmen der Völkerwanderung mehr geschüttelt und durch die neuen Bildungselemente in ihrer Eigenthümlichkeit schwer bedroht, haben dennoch ihre alte Art behauptet und sich in kurzer Zeit zu dem mächtigsten Volke des Welttheils emporgeschwungen.

Vergleichen wir den Umfang des alten Germaniens, wie ihn Tacitus schildert, mit dem Deutschland wie es im 7ten,

8ten Jahrhundert aus der Völkerwanderung auftaucht, so finden wir vor Allem einen sehr wesentlichen Unterschied. In der Zeit des Tacitus und den darauffolgenden Jahrhunderten war nicht nur das Land zwischen Rhein und Elbe, sondern auch das weite Gebiet zwischen Elbe und Weichsel, ja bis über die Weichsel von Germanischen Völkern bewohnt. Am Schluß der Völkerwanderung dagegen finden wir das Altgermanische Ostland von der Elbe und Saale bis zur Weichsel von den Germanen geräumt und an ihrer Stelle von Slavischen Völkern in Besitz genommen. Wie diese Gegenden von ihren alten Germanischen Bewohnern verlassen worden sind, das können wir zum Theil aus den Erzählungen glaubwürdiger Geschichtschreiber nachweisen. Aber auf welche Art Slavische Stämme in ihre Wohnsitze nachgerückt sind, darüber fehlt alle historische Kunde. Wir kennen nur das endliche Ergebniß, der Vorgang selbst ist uns verborgen. Wer den Zustand der damaligen Welt ins Auge faßt, der wird sich darüber nicht wundern. Geschichtschreiber gab es damals nur bei den Griechen und Römern und bei den Germanen, die auf Römischem Gebiet angesiedelt sich Römische Bildung erworben hatten. In den Gesichtskreis aller dieser Geschichtschreiber fiel aber in der Regel nur das, was auf der vorderen, dem alten Römischen Reich zugewandten Seite der Germanischen Völker vorgieng. Was dagegen im Rücken der Germanischen Völker geschah, blieb ihnen verborgen. Dazu gehörte aber auch das Einrücken Slavischer Stämme in das alte Ostgermanien. Die damaligen Historiker mochten um so weniger veranlaßt sein, von diesen Vorgängen Kunde zu nehmen, als das Einziehen der Slaven in die meist verlassenen Altgermanischen Länder ohne besondere Kämpfe vor sich gegangen zu sein scheint.

In dem jederzeit Deutsch gebliebenen Westen des alten Germaniens hat sich nun im Verlauf der Völkerwanderung

die Stellung der Deutschen Stämme so gestaltet. Wir haben in einem früheren Abschnitt gezeigt, wie schon seit dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an die Stelle der vielen kleineren alten Völker größere Völkerbünde traten, die dann nach und nach zu neuen Stämmen oder Völkern verwuchsen. Auf diese Art sind gegen das Ende der alten Welt und im Beginn des Mittelalters die großen Deutschen Stämme entstanden, die während des Mittelalters die Träger der Deutschen Geschichte sind und deren deutliche Unterscheidung bis auf den heutigen Tag fortdauert. Es sind vor Allem vier mächtige Stämme, in die das Deutsche Volk sich scheidet: Die Sachsen, Schwaben, Baiern und Franken. Dazu kommen dann noch zwei minder umfangreiche Nebenstämme, von denen der eine, die Friesen, sich den Sachsen, der andere, die Thüringer, sich den Franken anreihen läßt.

Die alten Sachsen, die zuerst im zweiten Jahrhundert nach Christus der Griechische Geograph Ptolemaeus als ein Volk auf dem Hals der Cimbrischen Halbinsel, das heißt im heutigen Herzogthum Holstein erwähnt, waren um das Jahr 300 der Kern eines mächtigen Völkerbundes geworden. Die meisten Völker zwischen dem unteren Lauf der Elbe und des Rheins haben sich ihnen angeschlossen und ihren Namen in dem der Sachsen aufgehen lassen. So sind mit andern auch die Reste des weltberühmten Cheruskervolks in den Sachsenstamm aufgenommen worden. Wir haben schon gesehen, wie ein Theil des Sachsenbundes auf die Brittische Insel hinüberzog und dort im Verein mit den Angeln dem Germanischen Volk der Engländer seinen Ursprung gab. Nicht minder mächtig, ja in älterer Zeit noch angesehener war der auf dem Festland zurückgebliebene Theil der Sachsen. Als die Kriege Karls des Großen das Innere des Sachsenlandes mehr aufschlossen, wohnten sie von der Küste der Ostsee bis gegen den Rhein, in zwei Abtheilungen geschieden, eine grö-

ßere zwischen Rhein und Elbe und eine kleinere jenseits der Elbe. Beide Abtheilungen zerfielen wieder in mehrere Stämme, an deren Namen sich große geschichtliche Erinnerungen knüpfen. Von der größeren Masse zwischen Elbe und Rhein nannte man die gegen die Elbe hin Ostfalen, die gegen den Rhein hin Westfalen und die in der Mitte Angarier oder Engern. Die kleinere Abtheilung nördlich der Elbe hieß nach ihrem Wohnsitz die Nordalbinger und umfaßte auf engem Raum die drei berühmt gewordenen Völker der Thietmarsen, der Holtsaten (daraus verderbt Holstein) und der Sturmarier, auf deren Gebiet Hamburg emporgestiegen ist. Die Grenze zwischen dem Sachsenstamm und seinen südlichen Nachbarn, den Hessen und Thüringern läßt sich noch heute wahrnehmen an der Scheide zwischen der Niederdeutschen und Hochdeutschen Mundart. Denn die Sachsen sind der Hauptstamm der Niederdeutschen Mundart, während die Hessen und Thüringer Hochdeutsche Dialekte sprechen.

An die Sachsen läßt sich der kleinere, aber kräftige Stamm der Friesen anreihen. Schon von den Römischen Geschichtschreibern, besonders von Tacitus in hohen Ehren erwähnt, haben sich die Friesen späterhin weit über die Grenzen der Wohnsitze ausgebreitet, die sie zu Tacitus Zeit einnahmen. Wir finden sie seit den Anfängen des Mittelalters in drei Abtheilungen geschieden, die Westfriesen von der Schelde bis zur Ems, die Ostfriesen von der Ems bis zur Weser und endlich die Nordfriesen, von den andern getrennt, im westlichen Schleswig.

Der zweite Hauptstamm des Deutschen Volkes sind die Schwaben. Schon im Beginn des Mittelalters haben sich zwei alte Völkerbünde so eng vereinigt, daß sie zu einem einzigen Stamme verwachsen sind, nämlich der Bund der Schwaben und der Alemannen. Den größten Theil des Gebietes, das sie heute noch bewohnen, haben sich die Schwaben

und Alemannen erst erobern müssen. Nicht nur das ganze Land südlich der Donau und südlich und westlich des Rheins hatten die Römer zu ihrer Provinz gemacht, sondern sie hatten auch die breite Südwestecke des heutigen Deutschlands, das jetzige Baden und Würtemberg, zu ihrem Reiche geschlagen und dieß Gebiet durch eine befestigte Grenze, den sogenannten Limes von Kelheim an der Donau bis nach Miltenberg am Main gesichert. Allein weder die Verschanzungen noch die Römischen Legionen konnten den Lauf der Geschichte abwenden. Seit dem dritten und vierten Jahrhundert werden die Einfälle der Germanen immer häufiger, der Limes wird durchbrochen und um das Jahr 400 gehört das Land zwischen der alten Reichsgrenze und dem Rhein für immer den Alemannen. Aber auch Ströme sind keine Grenzen für den Andrang der Völker. Die Donau und der Rhein werden von den Schwaben und Alemannen überschritten und so erhält das obere Donaugebiet, der größte Theil der Schweiz und das Elsaß seine Schwäbisch Alemannische Bevölkerung. Der Stamm der Schwaben füllt demnach mit Ausnahme der südwestlichsten Schweiz, die zu Burgund gehörte, die ganze Südwestecke des Deutschen Landes. Seine Grenzen bilden im Osten der Lech und die Wörnitz, im Westen die Vogesen. Im Süden reicht er tief in die Hochalpen hinein und im Norden scheidet ihn auf dem linken Rheinufer das Flüßchen Sur, auf dem rechten eine Linie, die man von der Mündung der Murg durch Baden, Würtemberg und Baiern zur oberen Altmühl hinüber zieht, von den Franken.

Den dritten Hauptstamm der Deutschen bilden die Baiern. Die abgeschmackten Theorien, wonach die Baiern die Nachkommen der alten Keltischen Bojen und mithin keine Germanen sein sollten, sind gegenwärtig gottlob für immer beseitigt. Wenn irgend ein Deutscher Stamm seit ältester Zeit in Sprache und Wesen ein ächtdeutsches Gepräge trägt, so sind es die

Baiern. Darüber sind auch alle Geschichtsforscher jetzt einig, wenn auch die andere Frage noch nicht ganz klar ist, mit welchem der alten Germanischen Völker man die Baiern, deren Name nicht vor dem Jahr 550 erwähnt wird, in Zusammenhang bringen soll. Einige nämlich machen sie zu Nachkommen der Markomannen, die in den früheren Jahrhunderten Böhmen bewohnten. Andere lassen sie aus einem Gemisch von Gothen, Herulern und Rugiern hervorgehen. Aber wie man auch diese Streitfrage entscheiden will, immer bleibt ausgemacht, daß die Baiern von ihrem Eintritt in die Geschichte an sich als ein kerndeutsches Volk zeigen. Wie die Schwaben, so haben auch die Baiern schon am Schluß der Völkerwanderung beinah dieselben Wohnsitze inne, die ihr Stamm heute noch behauptet. Nur gegen Osten haben sie sich, wie wir sehen werden, auch späterhin noch bedeutend ausgebreitet. Im Westen scheidet der Lech die Baiern von den Schwaben; doch reichen die Letzteren über den oberen Lauf des Flusses ein Stück weit hinüber. Im Süden erstreckt sich der Baierische Name bis weit über den Hauptzug der Alpen in das Eisackthal hinab. Die Grenze zwischen Baiern und Langobarden lief hier fast ebenda, wo sich heute die Deutsche und die Italienische Sprache scheiden. Das Deutsche Botzen war Baierisch, das wälsche Trient Langobardisch. Im Osten reichte der Baierische Stamm bis an die Enns und erst später hat er sich auch über das Land unter der Enns ausgebreitet. Im Norden hat der Baierische Stamm noch einen breiten Streifen nördlich der Donau besetzt. Doch scheint er sich auf seiner Grenze sehr mit dem Fränkisch Thüringischen Namen gemischt zu haben. So lagert sich der Baierische Stamm in ähnlicher Weise weithin ausgebreitet im Südosten des Deutschen Landes wie der Schwäbische im Südwesten; und wie sehr auch die späteren politischen Grenzen den Stamm zerrissen haben, der Baier,

der Tiroler und der Oesterreicher kennt sich jetzt noch als Stammgenosse aus dem übrigen Deutschland heraus.

Noch ist uns der vierte große Hauptstamm des Deutschen Volkes übrig, der Stamm der Franken, dem wir gleich das kleinere Volk der Thüringer anschließen. Kein Deutscher Bundesname hat sich so weit ausgedehnt wie der der Franken. Die verschiedenartigsten Deutschen Völker haben sich in diesem Bunde vereinigt. Eben deswegen hat aber auch der Frankenbund niemals in seiner ganzen Ausdehnung einen so ausgeprägten gemeinsamen Stammescharakter angenommen wie die Baiern oder Schwaben. Vielmehr haben seine einzelnen Glieder ihren eigenthümlichen Charakter behauptet und auf manche Theile des Frankenlandes scheint sogar der Name nur geographisch übertragen worden zu sein. Die Frage nach der Ausbreitung des Frankennamens in Deutschland beantwortet sich für uns von selbst, wenn wir sagen, daß Thüringen das Land vom Harz bis gegen den oberen und mittleren Main und von der Werra bis zur Saale umfaßte, nach Abzug dieses Stückes aber alles übrige Deutsche Land, das wir nicht schon den Sachsen, Friesen, Schwaben und Baiern zugesprochen haben, fränkisch war. Mithin gehörten die Rhein- und Mainlande nördlich der Schwäbischen und Baierischen Grenze den Frankeu und außerdem der Theil des oberen Wesergebiets, den die Hessen inne haben.

Diese weite Verbreitung und der weniger scharf ausgeprägte gemeinsame Stammcharakter befähigte die Franken vor andern, die Vereiniger aller Deutschen Stämme zu werden. Ihr Kriegsglück und die überlegene Staatskunst ihrer Könige setzten eine solche Vereinigung ins Werk. Schon Chlodwig, der Besieger des Römischen Galliens unterwarf sich im Jahr 496 den größeren Theil des Alemannisch Schwäbischen Stammes; seine Söhne fügten Thüringen hinzu, und Baiern fin-

den wir schon gleich nach seinem ersten Auftreten in einer gewissen Abhängigkeit von den Fränkischen Königen. So vereinigte schon das Herrscherhaus der Merowinger die größere Hälfte aller in Deutschland gebliebenen Germanischen Völker. Noch aber stand ihnen das mächtige Sachsenvolk feindlich gegenüber, um so schärfer von den unter Fränkischem Scepter vereinigten Deutschen geschieden, weil diese das Christenthum angenommen hatten, die Sachsen am alten Heidenthum festhielten. Dem machte Karl der Große in den langen und grausamen Kriegen (772—803) ein Ende, durch welche er auch die Sachsen dem Fränkischen Reiche einverleibte. Der Unwille, den Karls des Großen Verfahren gegen die Sachsen häufig erregt, wird versöhnt durch den Erfolg seiner Thaten. Denn nicht nur traten die Sachsen in den Kreis der christlichen Völker ein, sondern Karl der Große war auch der Erste, der alle in Deutschland gebliebenen Deutschen Stämme um seinen Thron versammelte und dadurch den Grund zur politischen Einigung Deutschlands legte.

Man würde dieß Verdienst Karls des Großen höher anschlagen, wenn sich seine Herrschaft auf die Völker Deutscher Zunge beschränkt hätte. Jetzt aber erscheint die Vereinigung der Deutschen Stämme in dem ungeheuren Reiche mehr zufällig, weil dasselbe außer den Deutschen auch die neuentstehenden Romanischen Völker der Franzosen und Italiener umfaßte. So hat sich nun erst durch die Scheidung von den Franzosen das Deutsche Volk recht deutlich als Einheit herausgestellt. Nur der gewaltige Geist Karls des Großen war im Stande ein Reich, das sich vom Ebro bis über die Eider ausdehnte und von den verschiedensten Völkerschaften bewohnt war, zusammenzuhalten. Schon unter seinem schwachen Sohn begann der Zerfall und unter seinen Enkeln kam es auf dem Tage zu Verdun im Jahr 843 zur Theilung. Man behandelt diese Theilung häufig als einen bloßen Familienzwist,

aber im Hintergrunde stehen schon damals die sich scheidenden Nationalitäten der Deutschen und Franzosen. Der Osten und Norden von Karls des Großen Reich war von unvermischten Deutschen, der Südwesten von dem Romanisch Germanischen Volk der Franzosen bewohnt, das sich in seinen beiden Abtheilungen der Provenzalen und der Nordfranzosen aus der Mischung Keltischer, Römischer und Germanischer Völker hervorbildete. Bei der Theilung zu Verdun tritt der volksthümliche Gegensatz der Deutschen und Franzosen dadurch mehr in den Hintergrund, daß nicht zwei, sondern drei Brüder theilten, von denen der eine, Lothar, ein aus beiden Nationalitäten gemischtes Mittelreich erhielt. Aber der natürliche Grund des Auseinanderfallens trat immer mehr hervor. Die künstliche Schöpfung eines solchen Mittelreichs hielt sich nicht. Nachdem Lothars Söhne im Jahr 875 ohne Nachkommenschaft gestorben waren, fiel der nördliche Theil ihrer Besitzungen, das Deutsche Land auf dem linken Rheinufer, nach mannigfachen Schicksalen an Deutschland und blieb nach der letzten und ewigen Trennung Frankreichs und Deutschlands im Jahr 888 für immer mit Deutschland vereinigt. Diese Reichstheilungen unter den Nachkommen Karls des Großen haben keineswegs den Zweck gehabt, die Rechte der Volksthümlichkeiten geltend zu machen. Sie waren vielmehr an sich betrachtet nichts als herrschaftliche Erbgeschichten wie sie im Mittelalter sich unzähligemal wiederholen. Dennoch aber haben sie sehr wesentlich dazu beigetragen, die Deutsche Volksthümlichkeit gegen bie benachbarte Französische politisch abzuschließen.

Mit dem Gebiet, um das es sich hier hauptsächlich handelt, dem Deutschen Lande auf dem linken Rheinufer verhält es sich nämlich so. Schon vor der Römischen Eroberung Galliens wohnten einzelne Germanische Völkerschaften auf dem linken Ufer des Rheins, zum Beispiel die

Vangionen und Nemeter zwischen dem Rhein und den Vogesen. Nach der Besitznahme des Landes durch die Römer trafen die Einfälle der Germanischen Völker natürlich zunächst immer das linke Rheinufer. Um nun die Grenze zu sichern, befolgten die mehr und mehr versinkenden Römer die Politik, Deutsche Hilfsvölker, die sie mit ihren Stammgenossen zu verfeinden und ihrem alten Volkscharakter zu entfremden suchten, auf dem linken Rheinufer anzusiedeln. So wuchs schon unter Römischer Herrschaft von Jahr zu Jahr die Deutsche Bevölkerung dieser Gegenden. Und als nun im vierten und fünften Jahrhundert das morsche Reich zusammenbrach und die Völker des großen Germaniens sich mit unwiderstehlicher Gewalt über seine Grenzen ergossen, da drängten die Alemannen am oberen, die Franken am mittleren und unteren Rhein alles Undeutsche bis über die Vogesen und die Mosel, die Maas und die Schelde zurück und gründeten die Völkerscheide, die sich der Hauptsache nach bis heute in der Grenze der Deutschen und der Französischen Sprache bewahrt hat. Auf diese Art hat das linke Rheinufer seine durch und durch Deutsche Bevölkerung erhalten.

So erstreckte sich beim Aussterben der Deutschen Karolinger (911) das eigentlich Deutsche Land von der Enns, Saale und Elbe bis über die Vogesen, die Maas und die Schelde und von den Tiroler und Schweizer Alpen bis über die Eider. Ein schönes und weites Gebiet, in der Mitte Europas gelegen und von den kräftigsten Stämmen des Welttheils bewohnt. Von hier war die Eroberung und Verjüngung des alten Europas ausgegangen, hierhin mußte dem naturgemäßen Verlauf der Dinge nach der Schwerpunkt der Herrschaft fallen. Dennoch würde den noch wenig geeinigten und von allen Seiten bedrängten Deutschen vielleicht der Preis ihrer Tapferkeit entgangen sein, wenn sie nicht in den Sächsischen Königen ein Herrschergeschlecht bekommen hätten,

mit dessen beiden ersten Sprößlingen, Heinrich und Otto den Großen, sich kein Regent des Jahrhunderts messen konnte. Dabei war es ein günstiges Geschick, daß dieß gewaltige Herrschergeschlecht gerade dem Sächsischen Stamm angehörte. Das hat den Deutschen nach zwei Seiten hin gute Früchte getragen. Den westlichen Nachbarn, den nun völlig Romanisirten Franzosen stand unter allen Deutschen Stämmen der Sächsische am fernsten. Indem nun gerade für diese Zeit der Völkerscheidung die Deutsche Oberherrschaft von den vermittelnden Franken zu den schrofferen Sachsen übergieng, wurden auch die Süd- und Westdeutschen Stämme von den Franzosen um so schärfer abgeschnitten. Von ihren wälsch gewordenen Brüdern geschieden fanden sich jetzt alle Deutsch gebliebenen Stämme unter dem Sächsischen Banner zusammen; und Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen bilden fortan die Grundlagen des großen Deutschen Volkes.

Aber auch nach der entgegengesetzten Seite hin wurden die großen Sächsischen Könige ein Segen für Deutschland. In weiter Linie grenzte ihr Stammland an die Gebiete der Slavischen Völker. Ihr Blick richtete sich deshalb vorzugsweise nach Osten. So sind sie nicht nur die Schirmer der Deutschen Unabhängigkeit geworden durch die gewaltigen Ungarnschlachten, an die sich vor Allem der Ruhm ihres Namens knüpft, sondern sie haben auch zuerst die Rückeroberung des Altgermanischen Ostlandes planmäßig und großartig gefördert. Doch ehe wir die Wiedergewinnung des Ostlandes für das Deutsche Wesen darlegen, müssen wir zuvor einen Blick auf die Verbreitung der Slavischen Stämme werfen.

Die Völker des östlichen Europas, so weit sie der Indogermanischen *) Familie angehören, zerfallen in eine klei-

---

*) Ich bitte meine Leser noch einmal, die Begriffe Indogermanisch

nere und eine größere Abtheilung. Die kleinere Abtheilung umfaßt die Letten, die Litthauer und die längst ausgestorbenen alten Preußen und wird nur im weitesten Sinn dem Slavischen Stamm beigezählt. Dagegen die größere Abtheilung oder die eigentlichen Slaven scheidet man wieder in zwei Gruppen: die Russisch Serbische und die Polnisch Tschechische. Ich werde weiter unten einige Worte über diese Slavenstämme zu sagen haben. Hier betrachten wir sie nur als Grenznachbarn der Deutschen. Am Ende der Völkerwanderung, im 8ten Jhrhundert, finden wir, wie schon bemerkt, das ganze alte Ostgermanien von Slaven besetzt. Sie haben die Ostseeküste inne bis in den östlichsten Theil des jetzigen Herzogthums Holstein hinein. Auf dem rechten Elbufer reichen sie bis fast nach Hamburg hinab. Dann bildet die Elbe die Grenze bis zur Mündung der Saale, von dieser an aber die Saale, so daß auch das Land zwischen der Saale und der Elbe den Slaven gehörte. Von der oberen Saale läuft die Slavengrenze zur unteren Regnitz hinüber, und von dieser gegen den Böhmerwald. Im Süden der Donau zieht sie sich noch weiter östlich zurück. Doch wohnen auch hier die Slaven bis zu den Quellen der Sau und Drau und bis an die Enns. Das ist die Grenze, in deren Osten die Slaven, in deren Westen die Germanen das Land inne hatten. Doch ist dabei zu bemerken, daß sich auch westlich dieser Grenze in einigen Gegenden noch ein-

---

und Germanisch ja nicht zu verwechseln. Unter dem Ausdruck „Indogermanisch", wofür man auch Indogriechisch oder Indoeuropäisch vorgeschlagen hat, sind Slaven, Kelten, Germanen, Griechen, Inder und alle Völker dieser Sprachfamilie zusammengefaßt. Die Germanen dagegen sind, wie früher erörtert, nur ein Theil dieser Familie, im Gegensatz zu den Slaven, Kelten u. s. w.

zelne vorgeschobene Slavenhaufen fanden. Nur ein kleiner Theil der Slaven im alten Ostgermanien gehörte dem Preußisch-Lettischen Stamme an, nämlich die alten Preußen an der Ostsee von der Weichsel bis über die Memel. Die übrigen östlichen Grenzvölker der Germanen waren Slaven im engeren Sinn und zwar die zwischen der Donau und der Ostsee von Polnisch Tschechischem, die zwischen der Donau und dem Adriatischen Meer von Russisch Serbischem Stamm.

Wie sind nun diese weiten Lande dem Deutschthum wiedergewonnen worden? Auf sehr verschiedenen Wegen. Zuvörderst durch das Schwert. Dann durch zahlreich einströmende Deutsche Kolonisten. Endlich durch das Hinüberziehen der Slavischen Bevölkerung zu Deutscher Bildung und Sprache. Wir sprechen zuerst von der Wiedergewinnung des nordöstlichen Deutschlands. Was hier zuvörderst die Eroberung betrifft, so kann man drei Perioden unterscheiden. Die erste, unter Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen (919—973), hat das Land zwischen der Saale und Elbe für immer dem Deutschen Einfluß gesichert und zwischen der Elbe und Oder wenigstens durch die erste Unterwerfung den Boden gelockert. In der zweiten Periode, dem zwölften Jahrhundert, haben Albrecht der Bär († 1170) in der Mark Brandenburg und Heinrich der Löwe († 1195) in Mecklenburg das vollendet, was die beiden großen Sächsischen Könige angebahnt hatten. Endlich die dritte Periode bildet die Eroberung des alten Preußenlandes zwischen der Weichsel und Memel durch die Ritter des Deutschen Ordens (1226—1283). Man kann nicht läugnen, daß es in diesen Kriegen oft hart und grausam zugieng. Es war ein förmlicher Vernichtungskampf. Ganze Slavische Völkerschaften wurden so gut wie ausgerottet, weite Landstriche von ihren bisherigen Bewohnern entblößt. Zur Entschuldigung der Deutschen Eroberer kann man jedoch anführen, daß der tödt-

liche Haß ein wechselseitiger war. Immer von neuem lehnten sich die Slaven gegen die Deutsche Herrschaft und die von ihr vertretene Bildung auf, und es schien nur die Wahl zu sein, ob das Deutsche oder das Slavische zwischen der Elbe und Oder solle ausgerottet werden. Ich denke, wir Deutschen haben uns am wenigsten zu beschweren, daß unsere tapferen Väter sich für die Behauptung des Deutschen entschieden haben.

Ebenso wichtig, ja in manchem Betracht noch wichtiger als die Ueberlegenheit der Deutschen Waffen war das Uebergewicht der Deutschen Bildung und des Deutschen Fleißes, wodurch unzählige Deutsche Kolonien in dem ehemaligen Slavenlande emporblühten. Dem Eroberer auf dem Fuß folgten zahllose Schaaren Deutscher Bauern, die bei besserem und fleißigerem Feldbau und einer geordneteren und freieren Dorfverfassung dem Boden einen viel reichlicheren Ertrag abgewannen als ihre Vorgänger die Slaven. Und wenn schon auf dem Lande der Slave mit dem Deutschen nicht wetteifern konnte, so war dieß noch vielmehr in den Städten und in den bürgerlichen Gewerben der Fall. Das Bürgerthum, das sich in den Deutschen Städten gerade während des dreizehnten Jahrhunderts zu so überraschender Höhe emporschwang, war den Slaven so gut wie unbekannt. Daher sind auch die Städte in den Deutschen Ostlanden entweder rein Deutsche Gründungen wie Thorn (1231), Königsberg (1255) und unzählige andere im eigentlichen Preußen, oder wo die Slaven schon städteähnliche Anlagen hatten, da sind doch die bürgerlichen Einrichtungen erst von den Deutschen Einwanderern gegründet, und bald gewannen diese an Zahl und Gewerbthätigkeit ein solches Uebergewicht, daß sie die Slaven fast ganz verdrängten. So ist es in den Städten des Odergebiets, namentlich in Breslau und in Stettin ergangen.

Denn nun kommen wir noch zu einem Hauptpunkt. Merkwürdigerweise hat nämlich das Deutsche nicht bloß in den eroberten Gebieten, wie in den Marken und in Preußen, sondern es hat auch in vielen Ländern Slavischer Fürsten, namentlich in Pommern und Schlesien den Sieg davon getragen. Auch hier hat freilich das Politische mitgewirkt, zum Beispiel in Schlesien die Feindschaft der dortigen Fürsten gegen Polen und ihre Anlehnung an Deutschland. Aber viel wichtiger waren hier die bürgerlichen und geistigen Eigenschaften der Deutschen. Sie arbeiteten in Stadt und Land den Slavischen Nachbar nieder und schafften dadurch immer weiteren Raum für neuen Deutschen Zuzug. Das materielle Interesse der Slavischen Oberherrn war dabei sehr wesentlich betheiligt. Denn obschon sie den Deutschen Einwanderern weit mehr Freiheiten zugestehen mußten als ihren schwer belasteten Slavischen Unterthanen, so warf dennoch eine von Deutschen bebaute Gegend oder gar eine Deutsche Handelsstadt ersten Ranges wie Breslau ganz andere Einkünfte ab als die Slavisch gebliebenen Strecken. Auf diese Art nahm das Deutsche von Jahr zu Jahr zu und es blieb zuletzt den Resten der Slavischen Bevölkerung nichts anderes übrig als sich der Deutschen Bildung in die Arme zu werfen und sich ganz mit den Deutschen zu verschmelzen. So sind mit wenigen Ausnahmen Mecklenburg, die Mark, Pommern, Preußen, das jetzige Königreich Sachsen, Schlesien und ein großer Theil von Posen Deutsche Lande geworden. In Mecklenburg, Pommern und der Mark hat das Niederdeutsche Element überwogen, im jetzigen Königreich Sachsen das Thüringische, und Schlesien, Posen und Preußen haben eine aus den verschiedensten Deutschen Stämmen gemischte Bevölkerung erhalten.

Wie im nördlichen Deutschland, so ist auch im südlichen das Deutschthum wieder weit gegen Osten vorgedrungen.

Hier war es vorzüglich der Baierische Stamm, der durch die Macht seiner Waffen und friedliche Kultur das deutsche Wesen ausgebreitet hat. Schon die letzten Agilolfinger, deren Geschlecht im Jahre 788 durch Karl den Großen vom Thron gestoßen ward, herrschten weithin über die Slavischen Lande südlich der Donau, und seit jener Zeit ist dieß Gebiet unter Deutscher Oberherrschaft geblieben. So hat sich der Baierische Stamm an der Donau hinab verbreitet bis unterhalb Wien, und Oesterreich unter der Enns so wie der größere, nördliche Theil von Steyermark und Kärnthen haben jetzt eine rein Deutsche Bevölkerung.

Im mittleren Ostdeutschland, in Böhmen und Mähren hat sich eine starke Masse von Slaven erhalten, doch hat auch hier das Deutschthum über das Slaventhum sehr bedeutende Eroberungen gemacht. Böhmen, in alter Zeit von dem Germanischen Hauptvolk der Markomannen bewohnt, war nach deren Abzug von dem Slavischen Stamm der Tschechen besetzt worden. Schon die Karolinger haben das Land dem Deutschen Reich unterworfen und in allen Kämpfen, durch welche die Tschechen sich von Deutschland unabhängig machen wollten, sind sie zuletzt unterlegen. Dennoch ist es auch hier, wie in Schlesien und Pommern, nicht sowohl die Gewalt der Waffen als die friedliche Kolonisation gewesen, die in Stadt und Land das deutsche Element gefördert hat. Schon das Altslavische Königsgeschlecht der Przemysliden war deutscher Kultur sehr günstig gestimmt und wie in Schlesien und Preußen so hat auch in Böhmen besonders unser großes dreizehntes Jahrhundert das Deutschthum mächtig gefördert. So hat sich trotz des Hussitischen Rückschlags das Deutsche in den Außenlanden Böhmens, vom Böhmerwald, dem Erzgebirge und dem Riesengebirge herein, ausschließlich festgesetzt und auch das Innere des Landes ist fast überall durchzogen von deutschen Elementen. Böhmens

Schicksal hat sein Nachbarland Mähren getheilt und beide Provinzen enthalten gegenwärtig über zwei Millionen Deutsche.

Das war die Gründung des großen Deutschen Volkes. Der Kern des Landes zwischen Elbe, Main und Rhein seit uralter Zeit Deutsch, von da aus das Römische im Süden und Westen, das Slavische im Osten weit hinter die früheren Grenzen zurückgeworfen und auf dem gewonnenen Boden ein neues mächtiges Deutschland gegründet. Nicht darauf sind wir stolz, daß wir ein unvermischtes Volk sind. Denn welches Volk, dessen Geschichte wir wirklich kennen, kann sich dieß Lob im strengen Sinn des Worts beilegen? Nein, auch wir Deutsche haben manche sehr tüchtige Elemente anderer Abstammung in uns aufgenommen. Sondern das ist es, worauf wir stolz sein können, daß in allen diesen weiten Gebieten das Deutsche nicht nur in Sprache und Bildung, sondern auch an innerer Triebkraft und Nachhaltigkeit das Fremdartige weit überboten und seinem Wesen völlig einverleibt hat. So ist dieß Hauptvolk von mehr als vierzig Millionen Menschen im Centrum Europas herangewachsen.

8. Noch haben wir von dem weitläuftigen Osten Europas zu sprechen, wo die Küsten der südlichen und der nördlichen Meere weit auseinanderrücken und die ausgedehnten, durch keine Buchten und Meereseinschnitte unterbrochenen Ländermassen schon mehr einen Asiatischen als Europäischen Charakter annehmen. Die Völker dieser Lande, der Asiatischen Heimath noch am nächsten und den Angriffen der östlichen Horden am meisten ausgesetzt, haben hin und her geschwankt zwischen Asiatischer Barbarei und Europäischer Kultur. Wie viel die überlegene Europäische Bildung auf die Umgestaltung eines gutbegabten Volkes vermag, haben besonders die Völker Finnischer Abstammung, vor Allem die

Magjaren in Ungarn gezeigt. Ihrer Abkunft nach den großen Europäischen Kulturvölkern am fernsten stehend und vor Zeiten die grimmigsten Feinde der Europäischen Bildung sind sie jetzt schon seit Jahrhunderten die Vorkämpfer Europas gegen die Barbarei der Türken. Aber die eigentlichen Herren im östlichen Europa sind gegenwärtig bekanntlich weder die wackeren Magjaren, noch die verkümmerten Romanisch sprechenden Walachen, noch die mühsam gestützten Türken, sondern es sind die Ostslaven, die Russen. Ich habe schon oben gesagt, daß die Russen als das Hauptvolk der Ostslaven in Sprache und Abstammung einen Gegensatz bilden gegen das Westslavische Hauptvolk der Polen. Dieser Gegensatz ist noch gesteigert worden durch die Schicksale beider Völker. Die Polen haben sich bei ihrem Uebertritt zum Christenthum (ums Jahr 1000) der Römischen Kirche angeschlossen und sind dadurch mit einem der wesentlichsten Elemente der Westeuropäischen Kultur in Verbindung getreten. Die Russen dagegen, von Konstantinopel aus für die Griechische Kirche gewonnen, bilden nun auch in kirchlich-religiöser Hinsicht einen schroffen Gegensatz gegen das westliche Europa. Gemeinsam ist den Russen und den Polen bei vielen edlen Eigenschaften, deren die Russen so wenig entbehren als die Polen, ein auffallender Mangel an politischem Sinn. Fast unfähig zur Aufrichtung einer freiheitlich gegliederten Staatsordnung werden die Slavischen Völker zwischen Anarchie und Despotie hin und hergeworfen. In Rußland, wo erst die erobernden Schweden eine größere Reichseinheit gründeten (um 850), dann die lange Mongolenherrschaft (1238—1477) an knechtischen Gehorsam gewöhnte, fand ein Mann von Peters des Großen durchgreifender Grausamkeit die günstigsten Stoffe zur Errichtung der gewaltigen Despotie, deren Nachbarschaft gegenwärtig dem Germanischen und Romanischen Europa Gefahr droht. In

Polen dagegen hat die Altslavische Unbotmäßigkeit und Anarchie, die diesen Stämmen Freiheit heißt, fortgewuchert, bis sie zuletzt dem unglücklichen Staat sein Ende bereitet hat.

In geistiger wie leiblicher Hinsicht sind die Slavischen Völker mit reichen Gaben ausgestattet. Ihre Schicksale bilden einen der wichtigsten Theile der Menschengeschichte und ihre sinnigen und kräftigen Poesien zeugen überall von einer dem Deutschen und den übrigen Indogermanischen Hauptvölkern verwandten Begabung. Die Slaven sind in mancher Hinsicht für den Osten Europas das geworden, was die Germanen für die Mitte und den Westen sind. Aber man müßte blind sein für die Zeugnisse der Geschichte, wenn man läugnen wollte, wie viel die Slavischen Völker in geistiger Hinsicht den Germanen verdanken. Russen sowohl als Polen sind in ihrer Bildung vom westlichen Europa abhängig, und noch mehr ist dieß natürlich der Fall bei den vorgeschobenen Slavischen Stämmen, die seit uralter Zeit zum Deutschen Reiche gehören. Mögen diese daher wohl zusehen, was sie thun, wenn sie die Russische Knechtschaft oder die polnische Anarchie der geordneten Freiheit vorziehen, die ihnen die Verbindung mit dem Deutschen Volke gewährleistet.

Zweites Hauptstück.

Die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft ein Erzeugniß des Altgermanischen Geistes.

1. Wenn wir den Inhalt des vorigen Hauptstücks im Geist überblicken und ihn zusammenhalten mit dem, was wir in einem früheren Abschnitt über das Absterben des Griechisch Römischen Lebens gesagt haben, so finden wir, daß die

Völker des mittleren und westlichen Europas, die wichtigsten Träger der Weltgeschichte seit dem Untergang des klassischen Alterthums, aus dem Schooß des alten Germaniens hervorgegangen sind. Nicht als wollten wir den Kelten und Slaven und den Resten der alten Urbewohner Südeuropas allen Antheil an der Gestaltung des neueren Europas absprechen. Sie haben vielmehr ihren ganz bestimmten, wohlzubeachtenden Antheil an der Neubildung Europas gehabt. Aber dieser Antheil wird fast überall nur dann bedeutend, wenn jene Völker mit den Germanen in physische Mischung oder doch in geistige Berührung treten. Wo dieß nicht der Fall ist, da kommen die Erzeugnisse jener Völker gar nicht in Anschlag, so unbedeutend sind sie, wenn man sie vergleicht mit denen der Germanen und der mit Germanen gemischten Stämme.

In Skandinavien, Deutschland und England sehen wir die Nachkommen der alten Germanen im Besitz ihrer angestammten Sprache, und so weit auch diese Völker durch die mehr als tausendjährige Scheidung und selbständige Entwicklung auseinandergekommen sind, so erkennt der tiefere Blick doch leicht ihre Zusammengehörigkeit und ihren gemeinsamen Charakter gegenüber den andern Völkern der Erde. Unvertilgbare Freiheitsliebe gezügelt durch den besonnenen Geist der Ordnung zeichnet diese reiner Germanischen Völker überall aus und läßt sie zuletzt die heilsamste Form ihres Staatslebens finden, wenn auch noch so anhaltende Abirrungen von der rechten Bahn den alten Stammcharakter verdunkelt haben.

Ferner schon stehen den Deutschen der alten Heimath die Germanischen Völker, die nach ihrem Ausscheiden aus dem Vaterlande im Süden und Westen Europas in die neuen Romanischen Nationen aufgegangen sind. Und doch drängt sich uns bei einiger Aufmerksamkeit die Betrachtung auf, in wie hohem Maaß auch hier die Germanische Einwanderung das treibende und neubelebende Element war. Vergegenwär-

tigen wir uns aus dem vorigen Hauptstück den Umfang und den Einfluß der Rugischen, Ostgothischen und Langobardischen Einwanderung in Italien, der Suevischen und Westgothischen in Spanien, der Burgundischen und Fränkischen in Gallien, und denken wir an den Zustand dieser Provinzen in den letzten Jahrhunderten des Weströmischen Kaiserreiches: so werden wir keinen Augenblick anstehen, auch diese neuen Völkerbildungen auf Rechnung des Germanischen Blutes zu setzen. Nur daß natürlich hier die alten von den Germanen vorgefundenen Grundbevölkerungen von höchst wesentlichem Einfluß auf den Charakter der neu entstehenden Völker waren, so daß erst eine unparteiische Würdigung dieser beiden Elemente uns einen Blick in die Entwicklung des neu Erzeugten thun läßt. Wir haben deshalb im vorigen Hauptstück der Besprechung der Germanischen Einwanderung überall eine kurze Angabe der alten Grundbevölkerung vorangeschickt.

Was nun zuerst das Zahlenverhältniß des Germanischen und des Nichtgermanischen in den Romanischen Völkern betrifft, so wird sich dieß bei der Beschaffenheit unserer Nachrichten niemals arithmetisch ermitteln lassen. Nehmen wir indeß die große Menge geschichtlicher Notizen aus der Zeit der Völkerwanderung zusammen, so ergiebt sich einerseits, daß die Schaaren der einwandernden Germanen oft sehr bedeutend waren, und andrerseits, daß die alte Bevölkerung der Römischen Provinzen in den letzten Jahrhunderten des Westreichs sehr gedrückt und verkommen war. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände stellt auch das numerische Verhältniß für die Germanischen Einwanderer viel günstiger als man bisweilen gemeint hat. Allein gesetzt auch, das numerische Uebergewicht der alten Bewohner über die Germanen wäre sehr bedeutend gewesen, so dürfte man doch immer zwei Umstände nicht übersehen, erstens nämlich die ungebrochene Gesundheit und unerschöpfliche Zeugungskraft der

alten Germanen, die schon bei den antiken Römischen Geschichtschreibern Staunen erregte, und zweitens die überlegene Stellung, welche die Germanen in den eroberten Provinzen als Sieger und Herrscher einnahmen. Das Alles erklärt uns hinlänglich das Durchschlagen des gemeinsamen Germanischen Elementes bei den Romanischen Völkern des Südens und Westens. Das Germanische ist das Kräftigste und Lebendigste in ihnen und nicht bloß die gemeinsame Geschichte, sondern weit mehr noch die alte Stammvetterschaft haben die Völker Italiens, Frankreichs und Spaniens trotz aller Verschiedenheiten doch zu den nächsten Geistesverwandten der auch sprachlich Germanisch gebliebenen Völker gemacht.

Die Unterschiede zwischen den rein Germanischen Völkern einerseits und den Romanisch Germanischen andrerseits und ebenso die Unterschiede zwischen den einzelnen Romanischen Völkern unter sich dürften uns nicht in Verwunderung setzen, wenn wir auch bloß wüßten, daß diese Völker nun schon seit vielen Jahrhunderten ihre abgesonderten Wege gehn. Allein es kommt hier noch weiter dazu die Mannigfaltigkeit der Germanischen Einwandrer, — denn welcher Unterschied war nicht zum Beispiel zwischen den Gothen und den Franken —, und vor Allem die wesentliche Verschiedenheit der vorgefundenen Grundbevölkerung. Denn trotz alles Römischen Einflusses auf Sprache und Sitte hatte die Masse der Gallischen und Hispanischen Urbevölkerung dennoch einen vom Römisch Italischen sehr verschiedenen Charakter bewahrt. Und dieser Charakter war bei der neuen Völkerbildung von sehr wesentlichem Einfluß, er drückte der neuen Mischung sein unterscheidendes Merkmal auf. Daher finden wir Manches, was Caesar und andere antike Geschichtschreiber von den alten Keltischen Galliern sagen, noch heute im Wesen der Franzosen. Der Spanier zeigt noch immer Spuren der Altiberischen Hartnäckigkeit, und der Kunstsinn des Italieners steht

gewiß nicht außer allem Zusammenhang mit den alten kunstreichen Völkerschaften der Etrusker, Umbrer und ihrer Nachbarn. Wir finden uns bei diesen neuen aus der Mischung von Germanen und Urbewohnern erzeugten Völkern in einem ähnlichen Fall, wie wenn wir in den Gesichtszügen und dem Charakter eines Kindes unterscheiden sollen, was vom Vater und was von der Mutter herrührt. Eine streng durchgeführte Sonderung bleibt schon deswegen unmöglich, weil das Kind keine todte mechanische Mischung, sondern ein neues, sich selbst entwickelndes Produkt ist. Das aber müssen wir noch einmal wiederholen: Auch die Kraft des Wiederauflebens alter Stammelemente ist den Völkern Spaniens, Frankreichs und Italiens erst durch die Germanische Beimischung mitgetheilt worden. Die Richtung, welche diese allgemeine Germanische Kraft bei den einzelnen Romanischen Völkern nahm, ist nur durch die Natur der vorgefundenen Bevölkerungen verschieden bestimmt worden.

2. Aus dem Schooß des alten Germaniens sind also die neuen Völkerbildungen des mittleren und westlichen Europas hervorgegangen: in Skandinavien, Deutschland und England Germanisch, in Italien, Frankreich und Spanien Germanisch Romanisch. Blicken wir nun zurück auf den Geist des Germanischen Stammes, wie er sich in der heidnischen Zeit offenbart hat und wie wir ihn nach Religion, Sitte und Recht in unserem ersten Buch geschildert haben, so fragt sich: Ist dieser Geist durch den Uebertritt zum Christenthum vernichtet worden oder hat er sich trotz des Christenthums behauptet? Unsere Antwort lautet: Der Altgermanische Geist hat sich behauptet trotz des Uebertritts zum Christenthum. Aus diesem Altgermanischen Geist ist die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft hervorgegangen. Wie der Staat von Sparta und Athen, wie die Poesie des

Homer und des Sophokles, wie die Kunst des Phidias und Polyklet ein Erzeugniß des Griechischen Geistes waren, so ist der Staat von Deutschland und England, so ist die Poesie Göthes und Shakspeares, des Dante und des Cervantes, so ist die Kunst Rafaels und Eycks ein Erzeugniß des Altgermanischen Geistes, desselben Geistes, aus dem die Altdeutsche Mythologie und das Altgermanische Leben hervorgegangen sind. Nur so kommt der Zusammenhang in die tiefsten Erscheinungen des Europäischen Lebens, den man durch die verkehrten Begriffe eines christlichen Staats und einer christlichen Kunst, einer bald gepriesenen, bald verlästerten Romantik so gänzlich verdunkelt hat. Man entschließe sich, diese mit Liebe oder Haß eingesogenen Begriffe über Bord zu werfen und man wird klar erkennen: Derselbe Geist, der den alten Germanen für Freiheit und Ehre in den Kampf trieb, weht auch in den Erzeugnissen unsrer großen Europäischen Dichter und Künstler und entflammt noch heute die Völker zum Kampf für Freiheit und Vaterland. Zu dem Allen wird man vergeblich die Wurzeln im Neuen Testament suchen. Es weiß von irdischer Größe und irdischer Schönheit nichts zu sagen, Vaterland und Bürgerehre sind ihm zum mindesten völlig gleichgiltig. Der Apostel achtet das Alles für Schaden um Christi willen, das Leben in diesem irdischen Jammerthal hat gar keinen Werth an sich, es gilt nur für eine geduldig zu durchpilgernde Wanderschaft in die jenseitige Herrlichkeit. Das Alles sind Gedanken, die dem Germanischen Lebensprincip geradeswegs entgegentreten. Es ist hier nicht davon die Rede, sie deswegen zu verwerfen. Aber man soll nicht auf ihre Rechnung setzen, was nicht durch sie, sondern trotz ihnen entstanden ist. Diese christlich überweltlichen Ideen haben vielmehr das Germanische Leben überall gekreuzt und durchbrochen. Sie sind bei weitem das wichtigste fremde Element, das der Germanische Geist in sich aufgenommen hat und durch

das er sich hat bestimmen lassen. Aber eben um zu erkennen, in welcher Art das fremde Semitisch christliche Wesen auf den Germanischen Geist eingewirkt hat, muß man vor Allem das Ursprüngliche, das aller Orten aus der fremdartigen Umhüllung hervorblickt, klar erfassen und in seinen richtigen Zusammenhang bringen. Was die Geschichte der Altgriechen in stetigem Fortgang zeigt, die Entwicklung von Staat, Kunst und Wissenschaft aus dem Einen Griechischen Geiste, das liegt in der Geschichte des Germanischen Geistes, aus dem das neuere Europa hervorgegangen ist, zerrissen und zerstückelt vor uns. Trotz dieser Zerklüftung die der Griechischen analoge Entfaltung des Germanischen Geistes nachzuweisen, die Glieder des zerstückten Dichters zusammenzufügen, das ist die Aufgabe der Germanischen Philologie.

3. Die Germanischen Völker waren bei ihrem Uebertritt zum Christenthum in einem ganz anderen Abschnitt ihres Lebens als die Griechen und Römer. Die Griechen und Römer hatten die ihnen eingepflanzte Kraft völlig entwickelt und erschöpft, als sie müde und lebenssatt im Christenthum Ruhe suchten. Daher auch der natürliche Tod, dem sie trotz des Christenthums entgegenwelkten, nicht abzuwenden war. Ganz anders die Germanen. In voller, jugendlicher Lebenskraft brechen sie aus ihren Wäldern hervor. Ihre Heldenzeit hat erst begonnen. Da ist keine Spur von der leiblichen Erschlaffung, der geistigen Ueberſättigung, die schon seit Jahrhunderten die Römer niederdrückte. Die Germanen bekennen sich zwar nun auch zum Christenthum, aber sie nehmen ihre volle unverbrauchte Jugendkraft in den neuen Lebensabschnitt mit hinüber und das ist die Kraft, aus der die menschlich großen Werke und Thaten des Mittelalters und der neueren Zeit hervorgewachsen sind. Denn so sehr auch die Kultur und eine von anderwärts her eingeführte religiöse Ueberzeugung die

Art bestimmen, in der sich die angeborenen Kräfte äußern, so sind sie es doch nun und nimmermehr, die ein rechtschaffenes irdisch großes Werk zu erzeugen vermögen, sondern dieß quillt immerdar aus der angeborenen Naturkraft. Zum Beweis dessen frage ich: Warum haben die Byzantiner des Mittelalters nichts anders hervorzubringen gewußt als ihren mumienhaften Ceremonialstaat, ihre trostlose Literatur und ihre abschreckend häßlichen marklosen Mahlereien? Sie hatten doch das Christenthum so gut wie die Germanen und Germanoromanen und das, worin manche Leute immer noch die Wurzel unsrer geistigen Erzeugnisse sehen, die klassische Literatur war ihnen in weit größerem Umfang zugänglich und bekannt als den gleichzeitigen Abendländern. Sie haben nichts den großen Werken des Abendlandes Ebenbürtiges hervorgebracht, weil diese Werke kein Erzeugniß der den Byzantinern und Abendländern gemeinsamen Kultur, sondern der Germanischen Volkskraft waren, die den Byzantinern abgieng.

Die Religion der Germanen konnte als Religion dem Christenthum gegenüber sich nicht behaupten. Das lag in der unendlichen Ueberlegenheit des christlichen Monotheismus über den Germanischen Polytheismus. Und außer dieser inneren Vortrefflichkeit hatte das Christenthum noch dazu die Vortheile einer uralten Kultur voraus vor dem unentwickelten Germanenthum. So mußte die Germanische Religion als solche dem Christenthum unterliegen, und im Hinblick auf das schleunige Ende, das Griechen und Römer in ihrem Polytheismus gefunden, muß auch der decidirteste Nichtchrist zugestehn, daß der Tausch den Germanen zum Heile gereichte. Eher schon ließe sich fragen, ob die Einflüsse der spätrömischen Kultur, die sich mit dem Christenthum einschleppten, nicht hätten vermieden werden sollen. Ein großer Theil der ausgewanderten Germanen giebt seine Muttersprache auf. Ja auch unter den in ihrer Sprache Germanisch gebliebenen Völkern wird das La-

tein für viele Jahrhunderte die Sprache der Kultur. Ich komme später auf alle diese Verhälnisse mehr im Einzelnen zurück. Hier will ich nur das Eine vorläufig bemerken, daß selbst in der Verkleidung des mönchischen Lateins das neue Germanische Leben sehr deutlich zu spüren ist. Man nehme zum Beispiel das Geschichtswerk des Presbyter Orosius, der um das Jahr 417 auf Veranlassung des heiligen Augustinus seine sieben Bücher Historien gegen die Heiden schrieb, und vergleiche es mit der Geschichte der Gothen, die Jornandes um das Jahr 552 verfaßte. Beide Geschichtschreiber sind christliche Kleriker. Der eine wie der andere ist durch seine religiöse Ueberzeugung darauf angewiesen, die weltlichen Begebenheiten von ihrer nichtigen Seite zu betrachten, und daß auch Jornandes ein guter katholischer Christ war, zeigt er an mehr als einer Stelle seines Werkes. So wenn er die Ausbreitung der grausamen Slavenvölker mit den Worten begleitet: „das machen unsere Sünden"*). Oder wenn er der Erzählung von dem Untergang des Arianischen Kaisers Valens, der auch unter den Gothen seinen Arianischen Glauben verbreitet hatte und der dann (378) bei Hadrianopel von den Gothen besiegt in einer Bauernhütte verbrannt wurde, die Bemerkung hinzufügt: „nicht anders als nach Gottes Urtheilsspruch, damit er von ebendenselben mit Feuer verbrannt würde, die er selbst, da sie den wahren Glauben begehrten, zum Irrglauben verführt und das Feuer der Liebe zum Feuer der Hölle verfälscht hatte"**). Sowie Jornandes ein guter Katholik, so ist andrerseits Orosius gar kein Feind der Gothen. Im Gegentheil er hat, wie der heilige Augustin in seinem Werk von der Stadt Gottes, überall das Bestreben, den Abscheu der Römer gegen die Gothen zu mindern. Und dennoch

*) c. 23.

**) c. 26.

welcher Unterschied zwischen der Auffassung des Orosius, der noch ganz auf dem Standpunkt eines weltmüden Christenthums steht, und der des Jornandes, der von Abkunft selbst ein Germane die Großthaten seines Volkes mit theilnehmender Bewunderung erzählt. Man lese seine Beschreibung der großen Hunnenschlacht, oder die mythische Vorgeschichte des Gothenvolks, fast überall, auch wo er es nicht ausdrücklich sagt wie im vierten und dreizehnten Kapitel, spürt man durch, daß seine Berichte aus Liedern und Sagen fließen, die das Geschehene nicht als Leidensprüfungen der christlichen Geduld betrachteten, sondern die es als herrliche That mit freudiger Begeisterung feierten *).

Was ich hier an einem einzelnen Beispiel nachgewiesen habe, läßt sich an unzähligen anderen ebenso durchführen. Man vergleiche die Langobardische Geschichte des Paul Diakonus (um 780) mit jeder beliebigen Schrift eines christlichen Autors, der vor der Völkerwanderung geschrieben hat, und man wird in Ton und Farbe denselben Unterschied finden. Oder man halte zusammen, wie Widukind von Corvey (um 970) die Thaten Ottos des Großen darstellt, mit der Art, wie der christliche Kirchenhistoriker Eusebius († 340) von seinem theologischen Kaiser Constantinus spricht, und man wird auch unter der mönchischen Kutte des Widukind ein Herz gewahr werden, das noch für ganz andere Dinge schlägt als für den Hader theologischer Parteien. Das Alles habe ich hier vorangeschickt, um zu zeigen, wie trotz des Untergangs der alten Götter der Germanische Geist neugestaltend fortwirkt bis in die Kreise hinein, wo man ihn am wenigsten vermuthet. Denn wenn selbst in die stille Klause des christlichen

*) Wie viel Jornandes unmittelbar aus dem Volksmunde, wie viel er von Cassiodor nahm, ist hiefür ohne Belang. Die erste Quelle bleibt immer dieselbe.

Mönches ganz unvermerkt mit dem neuen Blut ein neuer Geist eindrang, wie viel mehr wird dieß auf dem Gebiet des weltlichen Lebens und weltlichen Schaffens der Fall gewesen sein?

Ich werde nun im Folgenden die einzelnen Gebiete des menschlichen Schaffens durchwandern und nachweisen, wie auf allen der Geist sich bethätigt hat, den die Germanen über Europa verbreitet haben. Doch muß ich hier noch einmal wiederholen, was ich schon oben bemerkt habe, daß ich weit entfernt bin, die Einwirkung des Christenthums auf die Entwicklung des Germanischen Geistes läugnen oder herabsetzen zu wollen. Aber wie dem Geschichtschreiber der christlichen Kirche das Christenthum und seine Schicksale das Erste und alles Uebrige nur ein Untergeordnetes ist: so steht für meine Aufgabe der Germanische Geist in der Mitte, und alles Andere, selbst das Christenthum, kommt nur in Betracht, insofern es auf den Germanischen Geist eingewirkt hat. Das ist meine Aufgabe. Möge nun jeder sich davon nehmen, was ihm für seine Zwecke brauchbar scheint.

4. Ich beginne mit der Grundlage alles bürgerlichen Lebens, mit dem Staat. Es sind aber nicht sowohl die Staatsformen an sich, die wir hier in Betracht zu ziehen haben, als vielmehr die geistigen Triebe und Denkweisen, aus denen das Staatsleben hervorwächst. Wir haben im zweiten Buch das Absterben des antiken Staatslebens unter den Römischen Imperatoren geschildert. Wir haben gesehen, wie zuletzt von der alten Freiheit und Selbständigkeit keine Spur mehr vorhanden, wie vielmehr das Staatsleben mit der Volkskraft gleichen Schritts zusammengeschwunden war. Wollen wir prüfen, inwieweit das Christenthum und eine überlieferte Gelehrsamkeit diesem politischen Jammer aufzuhelfen im Stande war, so brauchen wir bloß nach Byzanz zu blicken. Da sitzt der Kaiser in seiner hohlen Pracht und läßt sich als orienta-

lischer Despot verehren, nachdem er mit seinen Anmaßungen schon längst von allen Nachbarvölkern verlacht wird. Und wohlgemerkt: was sich in dieser widerlichen Staatsmumie noch Haltbares und der Verschrumpfung Trotzendes zeigt, das hat seine eigentlichen Wurzeln weder im Christenthum noch in der alten Kultur, sondern es stammt von den eingedrungenen und neu auflebenden Slavischen und Illyrischen Völkern. Das wissen wir jetzt zur Genüge.

Im Gegensatz zu dem hinschwindenden Byzantinischen Staat beginnt im westlichen Europa mit der Völkerwanderung ein ganz neues Staatsleben. So viel auch die Germanischen Völker von christlicher Religion und antiker Kultur in sich aufnehmen, die Kraft zur Staatenbildung, zur Gründung einer neuen, geordneten Freiheit kommt ihnen nicht von außen zu. Diese Kraft aber ist das, was wir hier vor Allem verfolgen. Man vergegenwärtige sich die geknickten und erschlafften Bewohner der Römischen Provinzen, wie sie schon längst die Vertheidigung ihrer Grenzen zusammengeworbenen Soldaten überlassen, wie sie des nationalen Stolzes völlig baar, durch Beamtenwillkühr und Steuerdruck zu dumpfer Verzweiflung getrieben keinen Gedanken an ein Wiederaufleben eines gesunden Staatswesens mehr hegen. Das milde Christenthum goß Balsam in ihre Wunden. Es lehrte sie die Leiden dieser Zeitlichkeit als Strafen ihrer Sünden betrachten, mahnte zu geduldigem Ertragen und wendete die Blicke ab vom irdischen Elend auf ein besseres Jenseits. Und nun denke man sich unter diese herabgestimmten, der Freiheit wie der Waffen gleichmäßig entwöhnten Menschen die Germanen hereinbrechend, fröhlich im Gefühl ihrer Kraft und Gesundheit, Kampf und Sieg ihre Freude, nichts verhaßter als thatenlose Ruhe, jeder bewaffnet bei allem Geschäft und trotzig bereit mit gewaffneter Hand sein Recht und seine Ehre zu wahren. Da springt in die Augen, woher das Feuer der Neueuropäischen Völker

stammt. In Italien, Frankreich, Spanien hat sich das gesund Gebliebene mit dem Germanischen vereinigt, in Deutschland, England, Skandinavien das Germanische sich erhalten. Ueberall aber ist nicht das Neue Testament, sondern Tacitus Germania die Quelle, auf die wir zurückgehen müssen, wenn wir erklären wollen, woher die Volkskraft des neueren Europa stammt. Es soll nicht im geringsten geläugnet werden, wie heilsam mäßigend und beschränkend auch im Staatsleben die sittigende Kraft des Christenthums auf die gewaltigen Triebe und Leidenschaften der Germanischen Völker gewirkt hat. Aber diese Triebe selbst sind eine Naturgabe, welche die Germanen in das Christenthum mit hinübergenommen haben. Und wie sehr im Mittelalter so gut als in der neueren Zeit unser Europäisches Staatsleben aus diesen Trieben hervorwächst, das will ich nun an einigen schlagenden Zügen darthun.

Unter den Germanischen Völkern ist keins für die Entwicklung der christlichen Kirche so wichtig geworden wie die Franken. Während die andern Germanischen Völker, soweit sie überhaupt dem Christenthum angehörten, noch am Arianismus festhielten, traten die Franken sogleich zur orthodoxen Lehre der katholischen Kirche über. Durch die Franken vorzüglich erhielt unter den Germanischen Völkern das orthodoxe Christenthum die Oberhand, und ihre Könige, sowohl Merowinger als Karolinger, haben die größten Anstrengungen gemacht zu dessen Verbreitung. Was die Merowinger betrifft, so lese man zum Beispiel in der Vorrede zum alten Gesetzbuch der Baiern, wie sehr sich die Fränkischen Oberkönige bemüht haben, den Bairischen Rechten und Sitten ein christliches Gepräge aufzudrücken. „Der Frankenkönig Theodorich, heißt es da, ließ das Gesetz der Franken, der Alemannen und Baiern nach ihrer Gewohnheit aufschreiben, fügte hinzu was hinzuzufügen war, ließ das Ungeschickte und Ungeordnete ver-

bessern, und was nach der Gewohnheit der Heiden war, das änderte er ab gemäß dem Gesetz der Christen. Und was der König Theodorich wegen der uralten heidnischen Gewohnheit nicht verbessern konnte, das begann nachher König Hildibert, König Chlodhar aber hat es vollendet" *). Und wahrlich, wenn man gleich den ersten Titel der Lex Baiuvariorum ausführlich von den Rechten des Klerus handeln sieht, während erst im zweiten die Rechte des Herzogs folgen, so erkennt man, daß es den Fränkischen Königen mit ihrer Umwandlung der heidnischen Gesetze in christliche Ernst war.

Und diese gut katholischen Franken, was halten sie von sich selbst? Wie sprechen sie sich über ihr eigenes Volk aus? Die alte Vorrede zum Gesetzbuch der Salischen Franken, aus der Zeit der früheren Merowinger, giebt darauf die Antwort **). „Der Franken ruhmvolles Volk, sagt sie, von Gott gegründet, tapfer in Waffen, sicher im Vertrag, tief im Rath, am Leib edel und unversehrt, durch Farbe und Gestalt ausgezeichnet, kühn, schnell und abgehärtet, neuerdings zum katholischen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei, als es noch im Heidenthum lebte, durch Gottes Eingebung den Schlüssel der Weisheit suchend, seinem Charakter gemäß nach Gerechtigkeit verlangend, Milde ***) bewahrend, haben die Angesehensten des Volkes das Salische Gesetz aufzeichnen lassen, die damals die Leiter des Volkes waren. Es wurden aber aus den Andern vier Männer ausgewählt, mit Namen Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast, in den Landschaften, welche Salagheve, Bodogheve und Windogheve heißen. An drei Malstätten (Gerichtsstätten) zusammenkommend, alle Streitsachen sorgfältig prüfend, die einzelnen durchgehend haben sie

---

*) Leg. Bajuv. prol. I. p. 238 Walter.

**) Lex Sal. I, 1 Walter.

***) pietatem, Gottesfurcht?

das Urtheil auf diese Weise festgestellt. Als aber durch Gottes Gunst Chlodewig, der lockige und schöne und ruhmreiche König der Franken, zuerst die katholische Taufe empfieng, da ist Alles, was in dem Gesetz minder passend schien, durch die erhabenen Könige Chlodewig und Childebert und Chlotar deutlich verbessert und so dieß Rechtsbuch abgefaßt worden. Hoch lebe Christus, der die Franken liebt, er schirme ihr Reich und erfülle dessen Lenker mit dem Licht seiner Gnade, schütze das Heer, stütze den Glauben, des Friedens Freude und Glück gebe der Herr der Herrn Christus Jesus. Denn dieß ist das Volk, das noch klein an Zahl, aber tapferen Arms und kraftvoll das harte Joch der Römer von seinem Nacken im Kampf abschüttelte, und nach der Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer, (welche die Römer mit Feuer verbrannten, oder mit dem Schwert zerfleischten, verstümmelten oder den wilden Thieren zum Zerreißen hinwarfen) mit Gold und köstlichem Edelgestein schmückte."

Ich brauche diesem urkundlichen Belege kaum etwas hinzuzufügen. Bei allem Bekenntniß zum Christenthum spricht sich hier ein so stolzes Selbstgefühl, ein solches Bewußtsein der eignen Stärke, ein solcher Trotz auf die oft erprobten Waffen aus, daß man wohl fragen darf: In welchem Zusammenhang steht dieß Alles mit dem Neuen Testament und dem Christenthum? Desto klarer aber tritt in diesem kriegerischen Frankenstolz der Altgermanische Charakter hervor, wie ihn Tacitus aller Orten schildert. Das ist Alles so handgreiflich, daß es keiner weiteren Bemerkung bedarf. Wohl aber möchte ich noch mit einem Worte darauf hinweisen, wie selbst das Christliche hier benutzt wird, um das eigene Volksthum zu verherrlichen. Christus, „der die Franken liebt," erhält ein Lebehoch*), und selbst die christliche Heiligenverehrung der

*) Vgl. die Sitte der Nordgermanischen Heiden, dem Gott einen

Franken muß zu einem scharfen Seitenhieb auf die Römer dienen.

So lebt der alte Volksgeist unter der Hülle des Christenthums fort und sucht sich mit diesem abzufinden, so gut es gehen will. Und ist es denn in dem weiter fortgeschrittenen Mittelalter anders? Der ausgebildete ritterliche Geist des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, ist er wirklich das Erzeugniß des Christenthums, als welches er von den einen gepriesen, von den andern geschmäht wird? Man lasse sich durch die modernen wohlgemeinten Anpreisungen ebensowenig irreführen wie durch die unverständigen Schmähungen, sondern lerne den Geist des Ritterthums aus den geschichtlichen Quellen kennen, die seine Thaten verzeichnen, und aus den Dichtungen, die seine Ideen verewigen. Da wird man bald finden, daß das Christenthum zwar ein sehr wichtiges Element desselben bildet, daß aber seine eigentliche Wurzel ein Drang nach Thaten und männlicher Kraftäußerung ist, der vom Christenthum ebensoweit abliegt wie er dem Geist des alten Germanenthums nahe steht. „Wenn der Gau, sagt Tacitus*) vom Germanischen Adel, in welchem sie geboren sind, in langem Frieden und starrer Unthätigkeit ruht, so ziehen die meisten edlen Jünglinge als Freiwillige zu den Völkern, die gerade in irgend einen Krieg verwickelt sind, weil der Germane die Ruhe haßt, und sie leichter in Gefahren Ruhm erwerben." Ebenso wie das duldende Märtyrerthum der ersten christlichen Jahrhunderte sich aus dem neuen Testament erklären läßt, ebenso werden, denke ich, die Thaten und

---

Becher zuzutrinken. „Wer das Opfermahl gab, heißt es in Snorris Heimskringla, sollte zuerst Odinns Becher trinken um Sieg und für seinen König" (scylldi fyrst Othins full, scylldi that drecka til sigurs ok rikis kongi sinom; ed. Peringskiöld I, p. 141.)

*) Germ. c. 14.

Abenteuer der mittelalterlichen Helden und Ritter nicht dem christlichen Dulderthum, sondern dem kräftig erwachten Germanischen Thatendrang zuzuschreiben sein.

Um nur noch eines zu erwähnen, erinnere ich an die Idee, welche einen großen Theil des Ritterlebens in Bewegung setzt, an die Idee der Ehre. Weil man häufig insbesondere im Spanischen Volke die Verwirklichung christlicher Ideen zu finden geglaubt hat, so will ich mein Beispiel gerade aus diesem Volke wählen, und zwar werde ich mich nicht an die Spitzfindigkeiten mancher späteren Dichter halten, sondern ich fasse den Spiegel Kastilianischer Ritterschaft, den Cid ins Auge, wie er in den alten Spanischen Romanzen erscheint. Ich hebe gleich den Anfang seiner Heldenlaufbahn hervor.

Schwer beleidigt durch Graf Lozano sinnt der greise Vater des Cid, der edle Diego Lainez auf Rache. In seinem jugendlichen Sohn entdeckt er den Rächer seiner Ehre, der Ehre des edlen Hauses Lainez. Er giebt ihm Segen und Schwert und der Cid zieht aus, am Grafen Rache zu nehmen. „Er gedenkt nicht seiner Jugend; denn schon von Geburt an ist gewohnt zu sterben für Sachen der E h r e der tapfere Edelmann" *). Er tritt vor den Grafen und wirft ihm das Unrecht vor, das er seinem Vater zugefügt. „Wie habt ihr euch erdreistet, spricht er, gegen einen Mann, dem, da ich sein Sohn bin, nur Gott dieß thun kann, ein Andrer nicht. Sein edles Antlitz habt ihr umwölkt mit der Wolke der Entehrung; aber ich werde den Nebel zerstreuen, denn meine Kraft ist die der Sonne; denn das Blut wäscht ab den Flecken, der

---

*) Que en naciendo es costumbrado
A morir por casos de **honra**
El valiente fijodalgo.
Romancero del Cid p. 5. ed. Keller.

an der Ehre haftet." *) Und somit tödtet er den Grafen, schlägt ihm das Haupt ab und bringt es seinem Vater.

Ob sich eine solche Denkart mit dem Christenthum in Einklang bringen läßt, darüber will ich nicht rechten. Sicher aber ist, daß sie nicht aus dem Christenthum stammt; daß sie da, wo sie nicht als Ausfluß einer ganz andern Kraft schon vorhanden ist, gewiß durch das Christenthum nicht geweckt wird.

Wollte ich in diesem Hauptstück noch etwas Anderes als das Fortwirken des Altgermanischen Geistes nachweisen, so müßte ich nun noch auseinandersetzen, wie sich diesem Geist gegenüber in der Kirche der christliche Geist eine äußere Form zu schaffen suchte, wie er aber in diesem Bestreben vielfach vom Germanischen Geist gefärbt wurde, während er selbst bildend und einschränkend auf den Germanischen Geist zurückwirkte. Allein das Alles ist hier nicht unseres Amts, da wir nur das Fortleben des alten Geistes in den Europäischen Völkern darthun wollen.

Wie der ritterliche Sinn die Quelle des mittelalterlichen Staatslebens ist, so erwächst das neuere Europäische Staatsleben aus dem Streben nach **bürgerlicher Freiheit** und **volksthümlicher Macht und Selbständigkeit**. Wie stellt sich nun zu diesem Streben das Christenthum? Mit der Weisheit, die ihm innewohnt, bezeichnet das Christenthum die beiden Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung und aller individuellen Freiheit: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" **). Und: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen" ***). Der erste Spruch ist die

*) Que la sangre dispercude
Mancha, que finca en la honor.
Romancero del Cid p. 7. ed. Keller.

**) Röm. 13, 1.

***) Apostelgesch 5, 29.

Grundbedingung jeder möglichen Staatsordnung; in dem zweiten wird die unbedingte Freiheit des inneren Menschen ausgesprochen. Keine Macht der Welt kann ihn zwingen, gegen das, was er als den Willen Gottes erkannt hat, gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Aber das Alles berührt das berechtigte Streben nach bürgerlicher Freiheit, nach Antheil am Staat mit keiner Sylbe, und noch viel weniger ist im Neuen Testament von einer Begeisterung für volksthümliche Unabhängigkeit, von einer Aufopferung für Freiheit und Vaterland irgendwo die Rede. Wären diese Ideen nicht anderswoher dem abgestorbenen antiken Europa von neuem eingehaucht worden, aus dem Christenthum wären sie ihm nimmermehr entsprungen. Das Christenthum hat sich ohne Murren der furchtbaren Gewaltherrschaft der Römischen Imperatoren gefügt, ja es hat, an sich betrachtet, seine reinste und ungetrübteste Form unter eben diesem politischen Jammer entwickelt. Wem kann es auch nur in den Sinn kommen, zu erwarten, daß eine Lehre, die sich so völlig leidend gegen den Staat und alles volksthümliche Leben verhielt, die alte Römergröße hätte wieder erwecken und gegen die Germanischen Unterjocher ins Feld führen sollen? Aber wie gesagt, diese Forderung ist unverständig, da sie mit den überweltlichen Zielen des Christenthums gar nichts zu thun hat. Nur gebe man dann auch zu, daß die Ideen von Freiheit und Vaterland einer andern Quelle entspringen als dem überweltlichen Christenthum.

Der männliche Stolz und tapfere Freiheitssinn, der uns aus der Germania der Tacitus so erfrischend entgegenweht, spricht sich zwar im Mittelalter vorzugsweise in den höheren Ständen, im ritterlichen Adel aus. Aber obwohl in vielen Theilen Europas der Bauer und Bürger sehr zurückgesetzt war, so hat sich doch auch in diesen Ständen der Altgermanische Freiheitssinn mächtig geregt und großartig entwickelt.

Man denke an die Thaten der Friesischen und Ditmarsischen Bauern, an die der Schweizer während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Man erinnere sich, zu welcher Höhe sich der Bürgersinn und die Bürgerfreiheit in den Deutschen und Italienischen Städten entwickelte. Ja man vergesse nicht, daß die Grundlagen auch der neueren Englischen Verfassung aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stammen; und man wird das Lächerliche der Ansicht erkennen, welche den Gedanken der bürgerlichen Freiheit von einigen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts herleitet.

Aber allerdings hat der Bürger und Bauer erst in der neueren Geschichte die ganze ihm inwohnende Kraft politisch geltend gemacht. In England und dem gleichfalls angelsächsischen Nordamerika haben sich die Staatsformen, die dem bürgerlichen Element freien Spielraum gewähren, trotz der Erschütterungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr stetig entwickelt. Man fand selbst nach der blutigen Umwälzung der Jahre 1649 bis 1660 doch schon in der Vergangenheit die Punkte, an die sich die neue Ordnung anknüpfen ließ. Und ebenso hat Nordamerika weit mehr Ideen und Einrichtungen aus dem alten Englischen Mutterlande mithinübergenommen und nur der völlig veränderten Lage gemäß umgestaltet, als die sich einbilden, welche die Geschichte der Amerikanischen Kolonien erst mit dem Jahr 1776 beginnen. Aber wie viel man auch der stetigen Entwicklung entziehen und neuen umwälzenden Ideen zuschreiben will, immer wird man auf die Betrachtung zurückkommen, daß die letzte Quelle all dieser Erscheinungen die überlieferte Volkskraft und der daraus entspringende Freiheitssinn ist.

Noch weniger wo möglich als der Gedanke der bürgerlichen Freiheit läßt sich die andere Idee, welche das neuere Europa bewegt, aus dem Christenthum ableiten: die Idee der Volksthümlichkeit, der Nationalität. Hier stehen wir ganz

auf dem Boden der Natur; und wo das Christenthum in diesen Bildungsproceß fördernd oder störend eingegriffen hat, da geschieht das Erstere immer ohne Absicht, das Zweite meistens ohne Schuld. Schon im Mittelalter spielt die Volksthümlichkeit eine immer wichtigere Rolle, je mehr sich die Völker scheiden und befestigen. Trotz der politischen Verbindung Deutschlands mit Italien und einem großen Theil Frankreichs in der Zeit der Hohenstaufen spricht sich in den Gedichten unseres edlen Walther von der Vogelweide ein so ächtdeutscher Sinn aus, daß mancher große neuere Dichter ihn darum beneiden könnte. Aber auch hier ist das, was das Mittelalter mehr in kräftigem, aber dunklem Gefühl in sich trug, erst in der neueren Zeit als klares Prinzip hervorgetreten. Doch es hieße Wasser in's Meer tragen, wollte ich mich hier weiter auf die Bedeutung der Volksthümlichkeit einlassen, da mein ganzes Buch der Aufhellung dieser Idee gewidmet ist.

5. In der Betrachtung der Kunst, in Poesie, Plastik und Musik, hat man zwischen Klassischem und Romantischem geschieden. Die Kunst der Griechen und Römer ist dann klassisch, die des Mittelalters durchweg Romantisch und in der neueren Zeit stehen sich eine klassische und eine Romantische Schule streitend gegenüber. Dieser Gegensatz, obwohl er einen Theil des Wahren in sich schließt, ist in der aufgestellten Weise gänzlich zu verwerfen, erstens weil er Dinge weit auseinanderreißt, die ganz nah verwandt sind, und zweitens weil er Dinge in Eine Gattung zusammenwirft, die gerade die eigentlichen, tiefsten Gegensätze bilden.

Wenn irgendwo, so werden wir in der Geschichte der Poesie und Kunst auf den Gegensatz hingedrängt, den wir in unsrem ersten Buch zwischen den Semiten und Indogermanen nachgewiesen haben. Hätten wir bloß die Hebräische und die

Griechiche Literatur, so würde jedermann diesen Gegensatz mit Händen greifen. Und ebenso klar würden sich die Geisteserzeugnisse der Germanischen Völker auf die Seite der Griechischen stellen und trotz der volksthümlichen Verschiedenheit mit den Griechen zusammen Eine große Familie bilden den Hebräern gegenüber, wenn die Germanischen Völker sich rein aus sich heraus und ohne fremde Einflüsse entwickelt hätten. Nun aber sind die Germanischen Völker schon in ihrer kräftigsten Jugend von Hebräisch christlichen Anschauungsweisen überflutet worden. Daher ist der Zusammenhang in der natürlichen Entwicklung der Germanischen Völker schwerer zu erkennen. Denn allerdings steht es in der Macht des Menschen kraft seiner Freiheit sich Ueberzeugungen anzueignen, die ihm ursprünglich fremd sind. Er kann sich bis auf einen gewissen Grad hin seiner angeborenen Natur entäußern. Das haben die Germanischen Völker theilweise gethan. Manche ihrer Geisteserzeugnisse sind geradezu als Sprößlinge der Hebräischen Literatur zu bezeichnen, obschon auch sie mit deutlich Germanischer Färbung. Dahin gehört zum Beispiel das Kirchenlied der Deutschen Protestanten im 16ten und 17ten Jahrhundert. Aber gerade in dem Gegensatz, den die großen Europäischen Dichter sowohl als das weltliche Volkslied der Germanischen und Romanischen Völker zu jenen rein christlichen Kirchenliedern bilden, erkennt man das Fortwirken des Altgermanischen Geistes. Hier finden sich dann bis in die neuste Zeit hinein Erzeugnisse, die mit dem Christenthum nicht das Mindeste zu thun haben und deren edle und reine Art doch nur der verstockte Puritaner anzutasten wagt. Doch bei weitem die meisten großen Schöpfungen der mittelalterlichen und neueren Europäischen Dichtung und Kunst sind so beschaffen, daß ihr eigentliches Wesen dem Germanischen Geist angehört, die Entfaltung dieses Geistes aber bald bewußt, bald unbewußt vom Einfluß des Christen-

thums berührt worden ist. Hat man nur erst die Indogermanische Wurzel dieser schöpferischen Thätigkeit erkannt, so kann man um so unbefangener die bald größere, bald geringere Einwirkung des Christenthums auf ihre Schöpfungen prüfen. Es bildet sich dann von selbst eine Reihe, an deren einem Ende die vom Christenthum unberührten Erzeugnisse stehen, am andern die fast ganz aus dem Christenthum hervorgegangenen. Uns liegt hier zunächst ob, die Nichtchristliche Grundlage der Europäischen Poesie und Kunst nachzuweisen, die wir in dem Geist der Germanischen und der mit ihnen gemischten Alteuropäischen Völker finden.

An der Hand der Geschichte erkennen wir deutlich diese Zusammengehörigkeit der Germanischen und Germanischromanischen Kunstschöpfungen. Sie bilden Eine große Familie, ohne daß deshalb die Eigenthümlichkeit der einzelnen Glieder dieser Familie verkannt werden soll. Aber wie sie allesammt einer Geistesrichtung angehören, die, ursprünglich dem Christenthum fremd, von den Germanen dem neueren Europa ist eingepflanzt worden, das sehen wir am klarsten, wenn wir von den zuletzt bekehrten Nordgermanen ausgehen, dann von diesen zu den südlichen Germanen in England und Deutschland fortschreiten und endlich mit der dort gewonnenen Einsicht die Entwicklung der Germanischromanischen Mischvölker prüfen.

Als die Isländer, Norweger, Dänen und Schweden im Lauf des zehnten und elften Jahrhunderts zum Christenthum übertraten, mußten sie natürlich den Glauben an ihre Altgermanischen Götter aufgeben. Allein diese Götter waren mit ihrer ganzen Denkweise, mit ihren geschichtlichen Erinnerungen und ihrer Poesie so verwachsen, daß sie sie nicht entbehren konnten. Man nahm sie deshalb geradezu mit ihrem alten Namen, ihren Thaten und ihrem Charakter in die christliche Zeit hinüber und suchte ihr Dasein so gut

es gehen wollte mit dem Glauben an den Einen Christengott auszugleichen. Man schlug zu diesem Behuf verschiedene Wege ein. Auch im Norden rettete man das Andenken der alten Götter bisweilen dadurch, daß man sie zu bösen Geistern hinabdrückte oder daß man Züge der heidnischen Mythe in die christliche Legende aufnahm. Aber dieses allen Germanischen Völkern gemeinsame Verfahren ist für den Norden weniger charakteristisch. Hier, wo die Erinnerung an die alten Götter noch zu deutlich und unvertilgbar feststand, zog man es vielmehr vor, die ganze Göttermythe in eine uralte Menschengeschichte umzuschaffen. Man wußte dieser seltsamen Schöpfung um so mehr den Anstrich der Wahrscheinlichkeit zu geben, als man sie mit den Bruchstücken Griechisch Römischer Ueberlieferung verband, wie sie das Mittelalter kannte. So wurden die Asen, die Götter der alten Germanen, zu Männern aus Asia. Sie sind die Nachkommen des Königs Priamus, unter Odinns Leitung ziehen sie von Troja aus nach Sarland und endlich in den höchsten Norden nach Dänemark, Schweden und Norwegen. „Und wo sie zogen durch das Land, da ward großer Ruhm von ihnen gesagt; so daß sie mehr Göttern als Menschen zu gleichen schienen*)." Hatte man durch eine solche historische Unterstellung sein religiöses Gewissen einmal beruhigt, so ließ man die alten Götter ganz ungestört im Besitz ihrer poetischen Rechte, ohne daß man sich ängstlich darum kümmerte, wie nun das, was man von ihnen sang und sagte, zu jenen untergeschobenen historischen Annahmen stimmte. Die naiven Versuche, Einklang in dieß Chaos zu bringen, haben wir vor uns in dem Vorwort der Snorra-Edda von Seite der pedantischen Gelehrsamkeit, viel schöner und gemüthlicher aber in

---

*) Snorra-Edda, Formali p. 13 ed. Rask.

den Göttergeschichten, die den Titel führen: Gylfis Täuschung *).

Die Götterlieder der älteren Edda, die um das Jahr 1100 großentheils aus mündlicher Ueberlieferung aufgeschrieben sind, geben uns den Beweis, daß selbst die eigentlich religiöse Poesie des Heidenthums sich bei den Isländern noch mehrere Menschenalter nach ihrem Eintritt in die christliche Kirche erhielt. Aus der prosaischen Edda aber sehen wir, in wie weitem Umfang die alte Göttermythe auch im dreizehnten Jahrhundert noch die Grundlage der Nordischen Poesie bildete. Nehmen wir dazu das fast ungestörte Fortbestehn des alten Volksglaubens an Elfen und Zwerge, Riesen und weise Frauen u. s. w., dann den engen Anschluß der reichen Nordischen Sagenwelt an die altheidnische Mythe, so ergiebt sich das Hervorwachsen der kraftvollen Nordischen Dichtung aus den vorchristlichen Germanischen Anschauungen von selbst. Ja bis in die neuste Zeit hinein stehen die Nordländer in einem viel näheren, lebendigeren Verhältniß zu ihrer alten Mythologie als wir, theils weil die Götter der Edda in dieser bestimmten Ausprägung dem Nordischen Stamm angehören, theils weil sich ihr Andenken bei den Nordländern viel länger erhalten hat als bei den südlichen Germanen.

Im Norden ist die Germanische Religion erst um das Jahr 1000 dem Christenthum gewichen. In England und Deutschland war der Sieg des Christenthums schon um mehrere Jahrhunderte früher entschieden, und in beiden Ländern hatte es die christliche Geistlichkeit mit viel mehr Planmäßigkeit und Energie darauf angelegt, die Erinnerung an die alten Götter bis auf die letzte Spur zu vertilgen. Daher war an eine solche Pflege der alten Götterlehre als Grundlage der Poesie, wie wir sie auf Island selbst bei den christ-

*) Ib. p. 17 — 78.

lichen Priestern finden, in England und Deutschland nicht zu denken. Aber allen Bemühungen der christlichen Priesterschaft gelang es nicht, die alten eingewurzelten Anschauungen des Volkes auszurotten. Auf die mannigfachste Weise suchten sie sich auch unter der Herrschaft der neuen Religion zu retten und zu bergen. Die völlige Nichtigkeit der alten Götter ließ man sich nicht einreden. Es blieb also den christlichen Priestern nichts übrig, als die früher heilig gehaltenen Götterwesen zu bösen Geistern und Teufeln herabzuwürdigen. So wurde aus Wuotan (Odinn) und seinem Gefolge, den Valkyrien und Helden, der wilde Jäger mit seinem wüthenden Heer*). Auf der andern Seite flüchteten sich viele Züge des alten Mythus in die christliche Legende, und namentlich wurde auf die Jungfrau Maria sehr vieles übertragen, was man früherhin von den milden Göttinnen des Heidenthums, von Frouwa (Freyja) und Holda, erzählt hatte. Am ungestörtesten aber blieb dem Volk der Glaube an die geisterhaften Mittelwesen, an Elbe (Elfen), Zwerge und Riesen, weil dieser Glaube weniger in schroffen und auffallenden Widerspruch mit dem christlichen Monotheismus trat. So pflanzte sich auf dem Grund des alten Heidenthums jene Fülle schöner Mährchen und Sagen fort, mit denen das Volk Berge und Wälder, Felsen und Burgen belebt **).

In enger Verbindung mit dem Göttermythus stand dem Deutschen Alterthum die Heldendichtung. Auch ihr wandten natürlich die christlichen Bekehrer den Rücken. Was hatte die devote Seele des Bonifacius, aufgewachsen mit Abraham und David, mit Paulus und Johannes, und genährt mit dem weltverachtenden Dogma der christlichen Kirche, was hatte sie mit der Begeisterung gemein, welche die Waffen-

*) J. Grimm myth. S. 121. S. 870.

**) Das Alles in größter Reichhaltigkeit nachgewiesen in J. Grimm's Deutscher Mythologie.

thaten der alten Deutschen Helden feierte? Aber diese Begeisterung für Heldenmuth und Waffenruhm erhielt sich aller Nichtachtung zum Trotz. Die alten Lieder verklangen nicht mit dem Christenthum. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sie sich auch unter den christlichen Deutschen fort und noch ein halbes Jahrtausend nach der Bekehrung erwächst aus ihnen das herrlichste Heldengedicht, das die Deutsche Sprache kennt, unser Nibelungenlied.

Das Alles steht, selbst wo es sich an Persönlichkeiten der schon christlichen Zeit anlehnt, in so offenbarer Beziehung zum alten Germanenthum, daß niemand seinen Ursprung verkennen kann. Aber wo nun die alte Ueberlieferung versiegt, wo die Poesie nach Stoffen greift, die entweder einer schon längst christlichen Zeit angehören oder gar der durch das Christenthum vermittelten klassischen Bildung entnommen sind, hat da nicht aller Zusammenhang mit dem Altgermanischen Geist ein Ende? Mit nichten. Vielmehr ist nur der äußerlich zu Tage liegende Zusammenhang abgebrochen, und auch dieser nicht selten nur scheinbar, die innerliche Ueberlieferung aber, die in den Tiefen des Volkscharakters wurzelt, hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Zu jeder Zeit hat sie frische und blühende Schößlinge getrieben in dem kräftigen und zarten, klagenden und fröhlichen, überall aber ergreifenden weltlichen Volkslied, und eben aus ihr sind auch die Wunderbäume der neueren Poesie aufgestiegen: Shakspeare und Göthe.

Wer die hier vorgetragenen Sätze bestreiten wollte, den könnten wir ganz einfach fragen, woher er denn sonst das Schöpferische in Shakspeare und Göthe abzuleiten gedenkt. Etwa aus dem Christenthum? Man überlege sich nur recht! Nicht von dem Einfluß, den ohne alle Frage auch auf Shakspeares Weltansicht das Christenthum geübt hat, ist hier die Rede, sondern von der Macht der Leidenschaft und ihrer

begeisterten künstlerischen Darstellung, von der gestaltenden Kraft der Phantasie, mit der sich Shakspeare der unendlichen Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere in Liebe und Haß bemächtigt hat. Was hat der stolze Trotz des Percy oder die unerschöpfliche Laune des Prinzen von Wales und seiner Gesellen mit dem Neuen Testament zu schaffen? Das Feuer irdischer Liebe, das Romeo und Julie in seiner Glut verzehrt, die unaussprechliche Neigung, die das edelste weibliche Wesen, die reine Desdemona an den heißblütigen Mohren fesselt und sie zum Opfer seiner eifersüchtigen Verblendung macht, hat sie Shakspeare aus dem Christenthum entnommen? Wo fände sich von dem Elfenspiel und dem zauberhaften Mondscheindämmer des Sommernachtstraums, von dem frischen Waldesduft in Wie es Euch gefällt, auch nur eine Spur in den Urkunden der christlichen Religion?

Oder sollen wir die Quelle dieser Schöpfungen in der überlieferten Alexandrinischen Bildung suchen? Warum hat dann Shakspeares gelehrter Zeitgenosse Salmasius, der von dieser Bildung tausendmal mehr besaß als Shakspeare, nicht ähnliche oder noch viel bedeutendere Dichtungen geschrieben als der schulmäßig vernachlässigte Engländer? Nein, mit allen diesen Dingen würde Shakspeare noch nicht die geringste seiner Scenen zu Stande gebracht haben. Das Alles, so weit es ihm diente und nützte, hat er in seinen Bereich gezogen. Aber der Geist, der dieß Alles bewältigte und zu den herrlichsten Schöpfungen der Poesie verklärte, war mit ihm geboren. Er war ein Theil der alten Sachsenkraft, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und in Shakspeares Riesengestalt zu nie gesehener Größe emporwuchs.

So weit auch Shakspeare seine dichtenden Zeitgenossen überragte, so ist es doch bekannt, daß er keineswegs allein stand, sondern nur den höchsten Gipfel einer Bühnenpoesie bildete, die auch außer ihm noch Männer von großen Gaben

aufzuweisen hatte. Von kleinen Anfängen sehen wir das Englische Drama sich rasch zur Höhe der Vollendung und einem ungeahnten Reichthum entfalten, ganz wie wir bei den Griechen die Bühne des Sophokles und Aristophanes aus der des Thespis und Susarion hervorgehen sehen.

Wie sehr der Geist von Shakspeares Dichtung der Poesie verwandt ist, die im ganzen Englischen Volk lebte, das erkennen wir deutlich, wenn wir seine Dramen mit den Liedern und lyrisch epischen Poesien vergleichen, die damals in jedermanns Munde waren. Wo er eine Strophe aus einem solchen Liede verwendet, wie Ophelias „Er ist lange todt und hin" oder wie Desdemonas „singt Weide, Weide, Weide", da ist es, als thäte sich die innerste Herzensthür des Dichters auf, so ganz bezeichnen diese Weisen den Grundton seiner Schöpfungen.

So dünn also auch die Fäden sind, die Shakspeare mit dem Germanischen Alterthum äußerlich verknüpfen, so klar erweist sich trotz der veränderten Bildung und der aus allen Regionen zusammengerafften Stoffe der tiefe innere Zusammenhang. Noch auffallender fast ist das scheinbare Abreißen der äußeren Ueberlieferung bei der tiefsten geistigen Verwandtschaft in den Werken unsres größten Deutschen Dichters. Doch hierauf werde ich im folgenden Hauptstück zurückkommen.

Wenn wir die Germanischen und die aus ihnen hervorgegangenen Völker nach ihrer geographischen Verbreitung in Europa betrachten, so bilden sie gleichsam den Ausschnitt einer Kreisfläche, deren Mittelpunkt im Norden und deren Umfang am Südrande des Welttheils liegt. Vom nördlichsten Norwegen aus sehen wir sie fächerförmig über die Mitte und den Westen Europas ausgebreitet. Der Spitze des Fächers oder dem Mittelpunkt des Kreisausschnitts am nächsten wohnen die Nordischen Germanen, bei denen auch äußerlich der Zusammenhang des Alterthums und der späteren Zeit am wenig-

sten ist unterbrochen worden. Um sie lagern sich in weitem Bogen die Germanisch gebliebenen Südvölker: die Deutschen und die Engländer. Schon durch ihre Sprache mit dem Germanischen Alterthum eng verbunden haben diese Völker trotz aller Unterbrechungen auch in ihren übrigen Hervorbringungen den Altgermanischen Charakter treu bewahrt. Ja auch die äußere Ueberlieferung, die in tausendfachen Spuren aus der heidnischen Zeit in die christliche hinübergreift, bildet eine feste Klammer zwischen alter und neuer Zeit. Viel schwächer wird dieß äußere Band bei den großen Südeuropäischen Völkern Romanischer Zunge, die gemischt aus eingewanderten Germanen und alten Urbewohnern den äußersten Kranz unseres Völkerfächers bilden. Einerseits nämlich haben die hier angesiedelten Germanen mit ihrer Sprache auch einen großen Theil ihrer sonstigen alten Ueberlieferung aufgegeben. Andrerseits sind durch die vorgefundenen Urbevölkerungen wesentliche Nichtgermanische Elemente in den Charakter dieser Nationen eingegangen. Dennoch fehlt auch hier selbst der äußerlich nachweisbare Zusammenhang mit dem Germanenthum keineswegs, und noch viel klarer liegt die geistige Verwandtschaft mit dem Germanischen Europa zu Tage. Was aber das Nichtgermanische, Altitalische und Keltische Element dieser Völker betrifft, so darf man nicht übersehen, daß es zwar einerseits vom Germanischen vor der Mischung streng zu sondern ist, daß es aber andrerseits mit dem Germanischen gemeinsam den Gegensatz zur Semitischen Familie bildet.

Der auch stoffartige Zusammenhang zwischen den Germanischen und Romanischen Geisteserzeugnissen zeigt sich besonders deutlich in der Altfranzösischen Poesie. Hier ist das ächtgermanische Thierepos den Flämingen und Franzosen gemeinsam, und der schlaue Fuchs Raginhart grunddeutschen Ursprungs giebt dem Deutschen Bauer als Reinaert, dem Französischen als Renard im dreizehnten und vierzehnten Jahr-

hundert gleich viel zu erzählen. Die epischen Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen tragen das Heldenthum der noch Deutschen Franken bis tief in die längst Romanische Zeit hinab; und so weit sie sich auch von ihrem alten Charakter entfernen, so bilden doch selbst die geistreichen Dichtungen der Italienischen Erzähler, des Bojardo und des Ariost, nur den letzten Ring in dieser Sagenkette.

Allein wir wollen diesen äußeren Zusammenhang hier nicht weiter verfolgen. Wir fassen die Frage vielmehr in ihrem Mittelpunkt, da wo man am meisten geneigt sein möchte, nur einen Ausfluß christlicher Denkweise versetzt mit einigen Elementen antikklassischer Kultur zu erblicken. Der größte Dichter Romanischer Zunge, Dante Alighieri (1265—1321), war er wirklich der rein christliche, dogmatisch orthodoxe Poet, für den man ihn häufig ausgiebt? Vor allen Dingen muß ich hier bemerken, daß mir nicht in den Sinn kommt, den christlichen Gehalt von Dantes göttlicher Komödie läugnen zu wollen. Auch der oberflächlichste Blick erkennt schon an der Eintheilung des Werks in Hölle, Fegfeuer und Paradies, und an den unzähligen dogmatisch theologischen Erörterungen, daß er hier ein Gedicht vor sich hat, das sich auf der Grundlage der katholisch christlichen Weltansicht aufbaut. Aber das ist die Frage: Wodurch werden diese christlich theologischen Betrachtungen zu dem großartigen, auch den weltlich gesinnten Leser ergreifenden Gedicht? Wodurch unterscheidet sich Dantes göttliche Komödie ihrem Charakter nach von den Schriften der alten Kirchenväter, zum Beispiel von den Konfessionen des heiligen Augustinus? Daß hier ein sehr wesentlicher Unterschied vorhanden sein muß, das ergiebt sich schon aus der Wirkung des Gedichts. Einerseits giebt es Kunstrichter von entschieden widerchristlicher Gesinnung, die nichtsdestoweniger dem Werk des großen Florentiners das höchste Lob spenden. Andrerseits aber wird man gewiß nur wenige streng

reformirte Theologen finden, die sich durch die göttliche Komödie nicht zurückgestoßen fühlen. Hier muß also etwas verborgen liegen, das mit der christlichen Dogmatik nichts zu thun hat.

Das Räthsel löst sich, wenn wir mit unbefangenem Sinn das Leben und die Werke des gewaltigen Dichters betrachten. Wir finden dann, daß zwar der Stoff seiner göttlichen Komödie großentheils der christlichen Religion entlehnt ist, daß aber dieser Stoff sich in einer Seele widerspiegelt, die von den mächtigsten weltlichen Leidenschaften erfüllt war. Trotz alles Allegorisirens*) bleiben die Liebe Dantes zu Beatrice, der Tochter Portinaris, und der Haß gegen seine politischen Gegner die beiden Haupthebel, die sein tiefes Gemüth und seine unerschöpflich reiche Phantasie in Bewegung setzten.

Die Neigung der Geschlechter hatte bei den Germanen einen edleren Charakter als bei den Völkern der antiken Welt. Die Verehrung des weiblichen Geschlechts war ein Grundzug im Wesen des Germanischen Mannes. Daher nimmt in den Poesien der Germanischen und Germanisch Romanischen Völker die geschlechtliche Liebe überall eine der wesentlichsten Stellen ein. Das Christenthum bot in seiner mittelalterlichen Gestalt der natürlichen Neigung dieser Völker einen willkommenen Anknüpfungspunkt in seinem Marienkult. Ueberdieß mischte sich der Begriff der Liebe, den das Christenthum an die Spitze seiner Sittenlehre stellt, leicht mit jener sinnlich geistigen Leidenschaft, die unter demselben Namen der Liebe die Geschlechter zu einander zieht. Daß die alten Quellen des Christenthums von einer solchen Vermischung fern sind, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er den Begriff der christlichen Liebe**) durch das ganze Neue Testament verfolgt.

*) Vgl. die Bemerkungen Balbos in seiner Vita di Dante (Torino 1839) I, p. 157 sq. und II, p. 182 sq.

**) ἀγάπη.

Die sinnlich geistige Liebe hat nun bei den Völkern Germanischer Abkunft noch eine ganz besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß sich in diesem Brennpunkt alle Strahlen einer gottbegeisterten Weltanschauung sammelten. Das geliebte Wesen wurde der Inbegriff aller Schönheit, und je weiter sich die Verehrung über den materiellen Genuß erhob, um so verwandter wurde sie dem uneigennützigen Schönheitssinn, aus dem die noch reine Kunst der älteren Hellenen hervorwuchs. In kleineren Geistern nahm diese idealisirte Geschlechtsliebe leicht etwas Schwächliches oder gar Trockenes an. Zu höchster Verklärung aber hat sie Dantes gewaltiger Geist im Bilde seiner himmlischen Beatrice erhoben.

Ist so das Werk des Dichters von dem warmen Hauch verklärter Liebe durchströmt, so tritt uns andrerseits in seinem Charakter ein Selbstgefühl und ein Stolz entgegen, der in seinem männlichen Trotz wohl eher an die Nordischen Helden als an die christlichen Märtyrer erinnert. Und wer die bürgerliche und geistige Geschichte des mittelalterlichen Florenz betrachtet mit ihrer Fülle ganzer und frischer Menschen, der wird keinen Augenblick zweifeln, woher dieß neue Leben in das abgestumpfte Italien des hinwelkenden klassischen Alterthums gekommen ist *).

6. Die Poesie steht in der Mitte zwischen der Musik einerseis und den plastischen oder bildenden Künsten

*) Ich bemerke noch einmal, daß ich hier keine andere Aufgabe habe als die, den Einfluß des Germanischen Elements in großen Zügen darzulegen. Eine vollständige Charakteristik Dantes, die hier viel zu weit führen würde, hätte natürlich auch das darzustellen, wie sich nun in diesem mächtigen Geist die weltlichen Germanisch Romanischen Kräfte mit den tiefsinnigen Dogmen des Christenthums zu einigen suchen.

andrerseits. Die Musik entströmt dem Gefühl ihres Hervorbringers und wirkt unmittelbar auf das Gefühl des Hörers. Der bildende Künstler dagegen versenkt sich in die Gestaltungen der Welt und schafft aus ihnen heraus ein Werk, das dem Urbild seiner Phantasie entspricht, und durch dieses wirkt er dann auf die Phantasie des Beschauers.

Wenden wir diese Sätze auf den Grundcharakter der Semitischen und Indogermanischen Völker an und bedenken wir, daß ohne göttliche Begeisterung kein Kunstwerk geschaffen wird, so sehen wir, daß dem Wesen der Semitischen Völker die Musik weit mehr entsprach als die bildenden Künste. Aus demselben Grund hat auch das im Semitenthum wurzelnde Christenthum keine Kunst in solchem Maaß zu seinem Organ gemacht wie die Musik. Es wird eine schwer zu lösende Frage bleiben, wie viel Musikalisches das ursprüngliche Christenthum aus der Alttestamentlichen Synagoge herübergebracht hat. Gewiß aber ist, daß das Christenthum die hohen musikalischen Kräfte der Europäischen Völker von seiner Einführung an bis auf unsre Tage in großartigster Weise zu seinem Dienste verwandt hat. Zwar liegt auch den herrlichen Musiken der christlichen Kirche, wie sie sich am höchsten in den Kompositionen der großen Italienischen und Deutschen Meister entfaltet haben, die Masse der in ihrer Art ebenso mächtigen weltlichen Musik gegenüber. Ja, es ist bekannt, wie viel Weltliches auch in die geistliche Musik den Eingang gefunden hat. Aber wer deshalb die Richtigkeit unsrer obigen Sätze über das Verhältniß der Musik zum Christenthum läugnen wollte, der braucht sich nur umzuschauen, wie äußerst selten und immer erfolglos eine völlige Ausscheidung der Musik aus dem christlichen Kultus versucht worden ist, während gegen die geistliche Verwendung der bildenden Künste große und sehr ehrenwerthe christliche Gemeinschaften sich gleichgiltig, ja feindselig verhalten.

Unter den bildenden Künsten hat sich die Baukunst am engsten an die christliche Religion angeschlossen. Der Grund davon liegt theils in dem mehr neutralen Charakter der Baukunst, theils darin, daß die außerordentlichen Mittel, welche die Werke der höheren Baukunst erfordern, bei gesunden Völkern fast immer nur durch den Antrieb der Religion herbeigeschafft werden. Bewußt religiöse Antriebe aber giebt es bei den Germanischen Völkern seit der Einführung des Christenthums keine, die außerhalb des Christenthums liegen. Es soll nun nicht geläugnet werden, daß die Meister der Deutschen Baukunst von den Lehren des Christenthums durchdrungen waren und daß diese Lehren auch auf ihre Kunstschöpfungen eingewirkt haben. Wenn man aber unsre mittelalterlichen Dome so ohne Weiteres als Erzeugnisse einer christlichen Baukunst bezeichnet, die man der heidnischen der Griechen gegenüber stellt, so ist dagegen Folgendes einzuwenden: Die Christen der ersten Jahrhunderte haben keine Ahnung gehabt von einer besonderen christlichen Baukunst und doch waren diese Christen in viel höherem Maaß Christen durch und durch in ihrem ganzen Thun und Denken als die, welche im 13ten und 14ten Jahrhundert unsre Dome gebaut haben. Ferner: Die ersten großen Kirchenbauten in Rom und anderen Städten des Römischen Reichs, die alten Basiliken, verwenden das vorgefundene antike Material zum praktischen Nutzen der christlichen Gemeindeversammlungen. Von Domen im Altdeutschen Spitzbogenstyl ist keine Rede. Erst mit dem neuen Aufschwung der Germanischen und Romanischen Völker im 12ten und 13ten Jahrhundert entfaltet sich unter diesen der herrliche Baustyl unsrer Dome. Daß sich die Grundformen der Germanischen Kirchenbauten an die altchristlichen anschließen mußten, lag theils in der gleichen Bestimmung der Gebäude, theils in den eigenthümlichen Be-

dingungen, durch welche die Baukunst noch mehr als die andern Künste genöthigt ist, sich überall des vorgefundenen technischen Materials zu bedienen. Ebendaher schreiben sich auch die Entlehnungen des Germanischen Spitzbogenstyls von der Bauart anderer Nichtgermanischer Völker. Daß aber aus diesem vorgefundenen Stoff etwas so großartig Neues geschaffen wurde wie unsre mittelalterlichen Dome, das war eine Wirkung des Germanischen Geistes.

Die Kunst der Bildhauerei hat sich bei den Italienern, den Deutschen und den Nordgermanen, die der Mahlerei bei den Italienern, den Deutschen und den Spaniern zur schönsten Blüthe entwickelt. Hier ist es nun besonders, wo bald das Christenthum, bald das Studium der Antike als Quelle bezeichnet wird, während doch nirgends so klar als gerade hier die schöpferische Kraft des Germanischen und des durch ihn befruchteten Altitalischen Geistes zu Tage bricht. Da ich in diesem Buch immer nur an einzelnen Hauptzügen meine Ansicht darthun kann, so will ich sie hier an der Geschichte der Italienischen Mahlerei erweisen. In ihr liegt einerseits das Höchste vor, was die bildende Kunst der Neueren geschaffen hat, und andrerseits ist man gerade hier am meisten versucht gewesen, die wahre Quelle der schaffenden Kraft zu verkennen.

Daß das Studium der Antike für den bildenden Künstler von hohem Werth sei, wird kein Einsichtiger läugnen. Daß aber das Studium der Antike so wenig als irgend ein anderes Studium im Stande ist, die schöpferische Kraft des Künstlers zu ersetzen, dafür liefert jedes Blatt der Kunstgeschichte die schlagenden Beweise. Mengs, der eifrige und fleißige Genosse des großen Winckelmann, wußte unendlich viel mehr von der Antike und ihrem Werth als die Italienischen Mahler des 15ten Jahrhunderts, und wem könnte es nichts

destoweniger auch nur einfallen, die mühseligen Studien eines Mengs mit den lebensfrischen Bildern Francesco Francias oder Peruginos zu vergleichen?

Aber hat man nicht recht, das Christenthum als die Quelle der neueren Mahlerei zu bezeichnen? Die Christusbilder und die Heiligen, vor allem aber die unzähligen Madonnen sind sie nicht hinlängliche Beweise, daß wir hier eine Kunst vor uns haben, die ebenso unbedingt aus dem Christenthum hervorgegangen ist wie die Werke der Griechischen Skulptur aus dem Griechischen Götterglauben? Fassen wir die Geschichte der Italienischen Mahlerei und ihrer Meister etwas näher ins Auge und wir werden leicht sehen, wie weit diese auf den Schein gebaute Annahme von der Wahrheit entfernt ist. Das neue Testament, die einzige unbedingt zuverlässige Quelle für die ältesten Zustände des Christenthums, enthält auch nicht die leiseste Andeutung von einem Anfang bildender Kunst bei den ersten und reinsten Bekennern des Christenthums. Erst als in den letzten Jahrhunderten des absterbenden Heidenthums das Christenthum unter allen Ständen der Griechen und Römer um sich greift, da werden die letzten schwachen Reste des Griechischen Kunsttriebs im Dienst des Christenthums verwendet. Darum sind die ältesten Denkmähler der so genannten christlichen Kunst, wie man sie im christlichen Museum des Vatikans sieht, noch mit einiger Kunstfertigkeit ausgeführt. Je mehr aber die alte bildende Kraft unter den Griechen vollends abstirbt, um so mehr schrumpft auch diese vermeintlich christliche Kunst im Byzantinischen Reich zusammen, und alle theoretischen Demonstrationen werden den gesunden Sinn des Beschauers nicht überreden, die monströs häßlichen Gestalten Byzantinischer Mahlereien schön zu finden. Inzwischen haben sich in Italien die Elemente der Germanischen Einwanderung mit dem lebensfähigen Theil der alten Urbevölkerung zu einem neuen Volksthum durchdrungen.

Insbesondere in Mittel und Oberitalien, wo die Germanische Beimischung stärker war als in Unteritalien, entfaltet sich aus dieser Durchdringung seit dem 12ten Jahrhundert das reiche Leben der städtischen Bürgerschaften, und nun erwächst seit dem dreizehnten Jahrhundert auch eine neue bildende Kunst, die von Stufe zu Stufe fortschreitend endlich in den großen Meistern des 16ten Jahrhunderts ihren Gipfel erreicht.

Ich denke, dieser Umriß reicht hin, um uns zu überzeugen, daß die Quelle der neueren Kunst nicht im Christenthum zu suchen ist. Das reinste Urchristenthum meldet von bildender Kunst gar nichts. Die Skulpturen und Mahlereien des vierten, fünften Jahrhunderts, der Zeit der großen Kirchenväter, sind von sehr untergeordnetem Kunstwerth, und endlich in den Jahren 1490 bis 1530, die doch wahrlich keine besonders glückliche Periode des Italienischen Christenthums bezeichnen, erhebt sich eben in Italien die bildende Kunst zu einer Höhe, die alle übrigen Kunstbestrebungen der neueren Jahrhunderte weit übertrifft.

Aber wie steht es nun mit den Darstellungen christlicher Gegenstände, die doch in der Geschichte der Italienischen Kunst eine so unbezweifelt große Rolle spielen? Ziehen wir zuvörderst alle die Gegenstände ab, die mit dem alten evangelischen Christenthum entweder gar nichts zu thun haben oder doch in der Art, wie sie die Italienische Kunst ausbeutet, von dem apostolischen Christenthum himmelweit abliegen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß die eigentlich streng christlichen Darstellungen der großen Italienischen Meister sich auf einen unerwartet engen Raum zusammenziehen. Was aber diese unbestreitbar dem Christenthum angehörenden Darstellungen betrifft, so verhält sich die Sache so: Der Trieb plastischer Darstellung, aus dem die Meisterwerke der großen Italienischen Mahler entsprungen sind, gehört nicht dem Christenthum, sondern dem Germanisch Italienischen Geiste an.

Er wächst aus derselben Indogermanischen Wurzel, aus der zwei Jahrtausende früher die Hellenische Kunst hervorwuchs. Wie die Hellenische Kunst ein Erzeugniß des Hellenischen Geistes, so ist die Italienische Kunst ein Erzeugniß des Germanisch Italienischen Geistes. Dieser bildende Trieb aber bemächtigt sich aller ihm vorliegenden, seiner würdigen Gegenstände, und daher mußte bei den Italienern des 15ten und 16ten Jahrhunderts der christlich religiösen Bildung ein bedeutender Theil desselben zugewandt werden. Daß hiedurch der bildenden Kunst zum Theil neue, den Griechen unbekannte Aufgaben gestellt wurden, versteht sich von selbst. Aber ebenso sehr versteht sich von selbst, daß die künstlerische Lösung auch dieser Aufgaben kein Ausfluß des Christenthums, sondern nur eine theilweise Anwendung der plastischen Kraft war, aus der auch die anderen, dem Christenthum nicht angehörenden Werke der Italienischen Meister hervorgegangen sind. Außerdem müßte man die Folgerung gelten lassen, daß jeder gute Christ mit seinem Christenthum auch Kunstsinn besitze, und andrerseits, daß alle Meister der Italienischen Mahlerei ganz besonders gute Christen gewesen seien, was bekanntlich beides nicht der Fall ist.

Nichts läßt uns so tiefe Blicke thun in die geheime Werkstätte der Italienischen Kunstschöpfungen als die Poesie des Dante. Wie die Griechische Kunst aus dem Homer, so empfängt die Italienische aus dem Dante ihr Licht. Die Elemente, die wir oben als die eigentlich schöpferischen in der Poesie des Dante nachgewiesen haben, durchdringen auch die Werke der Italienischen Plastik. Die beiden größten Meister der Italienischen Kunst, Rafael und Michelangelo, haben sich gewissermaßen getheilt in die beiden Grundrichtungen der Danteschen Dichtung, den zarten, himmlischer Liebe entstammenden Schönheitssinn, und die überwältigende Macht des männlichen Charakters. Von Michelangelo wird erzählt, daß

er Dantes göttliche Komödie von Anfang bis zu Ende auswendig gewußt, in einem seiner Sonette preist er ihn als den größten Mann seines Landes *). Und wie Rafael über Dante dachte, das zeigt die Art, wie er ihn in der höchsten Schöpfung seiner Kunst, in der Vatikanischen Stanza della Segnatura, zweimal verewigt, im Gefolge der Poesie und der Theologie. Aber hätte auch Rafael gar nichts gewußt von dem großen Dichter, so würden wir dennoch in Rafaels und Dantes Schöpfungen nah verwandte Erzeugnisse desselben Geistes erkennen. Wollte jemand die engelreine Schönheit von Rafaels Madonnen schildern, so würde er keine treffenderen Worte finden als die, in denen zweihundert Jahre vor Rafaels Geburt Dante den Anblick seiner himmlischen Beatrice feiert **).

7. Unter allen Aeußerungen des menschlichen Geistes scheint die Wissenschaft den volksthümlichen Unterschieden am fernsten zu stehen. Denn erstens möchte man sich die Erforschung der Wahrheit von allen Einflüssen volksthümlicher und persönlicher Besonderheit unabhängig denken, und zweitens lehrt die Geschichte der Wissenschaft, wie ein Kulturvolk in das Erbe des andern eintritt und wie die gleichzeitigen Kulturvölker einander in die Hände arbeiten. Nichts destoweniger ist auch der Betrieb der Wissenschaft von den volksthümlichen Besonderheiten keineswegs ganz so unabhängig als man seiner Natur nach muthmaßen könnte. Trieb und Geschick zu wissenschaftlichen Forschungen sind ebensowohl eine bestimmten Völkern inwohnende Gabe wie der Beruf zur Staatenbildung und zur künstlerischen Thätigkeit. Nur daß

*) Com' uom maggior di lui qui non fu mai. Nr. 73 ed. Lips. 1833.

**) Vita nuova, ed. Venez. 1758 4to tom. IV, p. 36. 37. Vgl. übrigens S. 131 Anm.

in der Wissenschaft, wo Fleiß und Beharrlichkeit viel mehr vermögen als in der Kunst, die freie Selbstbestimmung des Einzelnen weit höher in Anschlag kommt. Wie sehr aber nichts destoweniger die ganz bestimmte natürliche Begabung den Ausschlag giebt, das sehen wir, wenn wir die Geschichte der Wissenschaften im Großen und Ganzen überblicken. Wie sich von selbst versteht, ist kein höher begabtes Volk ohne allen Antheil an der Wissenschaft geblieben. Fragen wir aber nach der Art dieses Antheils, so ist die eigentlich schöpferische wissenschaftliche Thätigkeit der Indogermanen so weit überwiegend, daß die Verdienste auch der edelsten anderen Stämme dagegen fast verschwinden. Was haben die Juden vor ihrer Vermischung mit den Indogermanischen Völkern, was haben selbst die Araber für die Wissenschaft geleistet, wenn man es mit den Forschungen der Griechen und der neueren Europäer vergleicht? Da ich hier in keine nähere Erörterung der Sache eingehen kann, so begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß dieselben Völker, deren Poesie und Kunst auf der göttlichen Schönheit der Welt beruht, auch in der wissenschaftlichen Erforschung der Welt das Größte geleistet haben: Die Griechen im Alterthum und die Germanischen und Germanisch Romanischen Völker in der Neuzeit.

Drittes Hauptstück.

Die Einheit des Deutschen Volkes vom Anfang seiner Geschichte bis auf den heutigen Tag.

1. Die beiden ersten Hauptstücke dieses Buchs haben uns die Umgestaltung Europas durch die Germanische Naturkraft kennen gelehrt. Wir haben gesehen, wie der Ueberschuß der Altgermanischen Völker sich über den Westen und

Süden Europas ergießt und hier mit den Resten der vorgefundenen Urbewohner zu den neuen Völkern der Spanier, Franzosen und Italiener verschmilzt. Wir haben gesehen, wie die Deutschen des Mittelalters das Altgermanische Ostland den Slaven wieder abgewinnen und von da aus Germanisches Wesen und Germanische Bildung weit in die Slavenwelt hinein verbreiten. Nehmen wir dazu, daß der Skandinavische Norden von einem rein Germanischen, aber von uns Deutschen seit uralter Zeit abgezweigten Stamm bewohnt wird, und daß die Engländer und Holländer nach Abkunft und Sprache dem Niederdeutschen Stamm angehören, so werden wir uns nicht wundern, wenn der Deutsche sich fast mit dem ganzen Welttheil verbrüdert und vervettert fühlt. Der größte Theil der Enropäischen Völker ist keineswegs bloß durch die allgemeinen Bande der Menschlichkeit oder durch die engeren der christlichen Religion, sondern er ist uns durch die engsten Bande der Blutsvetterschaft und der Stammverwandtschaft verbunden.

Diese große Verwandtschaft bringt uns einerseits viel Ehre. Wir können uns gleichsam als das Mutterhaus der berühmtesten Europäischen Völker betrachten. Andrerseits aber steht sie in allernächster Beziehung zu unsrer Deutschen Erbsünde, zu unsrer volksthümlichen Zerfahrenheit. Schon der alte Germane war seiner Natur nach sehr bildsam und diese Eigenschaft, die wir Deutschen im Guten und im Bösen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, mußte natürlich um so gefährlicher für die Selbständigkeit unseres Volksthums werden, je näher uns unsere Nachbarvölker an Geist und Wesen verwandt waren. Die Aehnlichkeit der physischen, geistigen und politischen Entwicklung, die wir bei unsern Nachbarn im Norden, Westen und Süden und zum Theil auch im Osten sehen und die sich aus unsren bisherigen Erörterungen sehr einfach erklärt, hat manche unsrer Landsleute ver-

führt, sich eine Theorie auszuspinnen, nach welcher die Scheidung der Völker für das Leben der Geschichte überhaupt gleichgiltig sein soll. Diese abgeschmackte Theorie, das wahre Erbstück unsrer bisherigen politischen Unmündigkeit, würde alsbald in ihrer ganzen Verkehrtheit erkannt werden, wenn etwa Polen von Chinesen und Frankreich von Negern bewohnt wäre. Dann würde wohl auch der abgestumpfteste Sophist nicht so dreist sein, uns Deutschen ins Gesicht zu behaupten, daß wir uns von unsern Nachbarvölkern durch gar nichts unterschieden.

2. Die älteste Grundlage der Volksthümer ist die Gemeinsamkeit der Abstammung. Das Volksthum schließt sich an die Blutsverwandtschaft der Familie an. Bald aber entwickelt sich ein bestimmter Charakter in der zum Volksthum anwachsenden Familie und fortan bildet dieser und nicht mehr die Blutsverwandtschaft das zusammenhaltende Band des Volksthums. Es kommt nun nicht mehr darauf an, daß alle Volksgenossen denselben Stammvater haben, sondern daß sie jenen gemeinsamen Volkscharakter theilen. Ein Volksthum ist deshalb im Stande, sich Menschen der verschiedensten Abstammung einzuverleiben, wenn diese und ihre Nachkommen sich nur mit ganzer Seele in das angenommene Volksthum hineinleben. Da nun aber die Glieder eines Volksthums, wenn sie in ein anderes hinübertreten, in der Regel doch einige Züge ihres alten Volkscharakters beibehalten, so kann durch ihre Aufnahme, wo sie nicht durch die überwiegende Größe des Ganzen völlig verschwindet, auch in dem Volksthum, das sie aufnimmt, eine Abänderung eintreten. Ja wo die Aufgenommenen an Zahl oder Naturkraft den Vorgefundenen gleichstehen oder sie gar übertreffen, da tritt eine Mischung ein, der man den Namen eines neuen Volksthums zuerkennen muß.

Das wesentlichste Kennzeichen jenes an die Stelle der

alten Blutsverwandtschaft tretenden Volkscharakters ist die gemeinsame Sprache. Ohne Sprachgemeinschaft keine Volksgemeinschaft. Man wird vielleicht dagegen das Beispiel kleinerer Volksstämme anführen, die trotz der Sprachverschiedenheit seit Jahrhunderten mit größeren zu Einem Ganzen vereinigt sind. Allein bei näherer Betrachtung wird hier immer einer der zwei Fälle eintreten: Entweder das kleinere Volk erlernt neben seiner angestammten Sprache auch die des größeren Volkes. Dann ist allerdings wahre Volksgemeinschaft, in demselben Maaß aber auch wahre Sprachgemeinschaft angebahnt. Oder das kleinere Volk schließt sich gegen die Sprache des größeren streng ab. Dann kann von einer wahren Volksgemeinschaft zwischen den beiden Völkern auch gar keine Rede sein, sondern das wahre Verhältniß ist dann vielmehr dieß: Die beiden Völker sind durch ihre geographische und politische Lage so gestellt, daß eins des anderen nicht entbehren kann, und deshalb schließen sie zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen ein ewiges Schutz und Trutzbündniß.

Daß aber Sprachgemeinschaft die nothwendige Bedingung wahrer Volksgemeinschaft ist, das beruht nicht bloß auf dem Grunde, weil die Sprache der tiefste Ausdruck eines Volksgeistes ist, sondern es zeigt sich auch schon äußerlich daran, daß die mündigen Glieder eines mündigen Volkes sich wechselseitig verstehen müssen. Man führe dagegen nicht die auf dem Papier stehende Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Nordamerika an. In der That und in der Wahrheit besitzt dort nur das Englische das politische Vollbürgerrecht. Denn so lange die Verhandlungen des Washingtoner Kongresses Englisch geführt werden, was hilft da dem Deutschen, der des Englischen nicht mächtig ist, sein Recht, in den Kongreß gewählt zu werden? Er ist ohne die Kenntniß des Englischen im eigentlichen Sinn des Worts politisch unmündig.

Wegen dieser durchgehenden Bevorzugung des Englischen sehen wir auch in Nordamerika Alles mit reißender Schnelligkeit in die Angelsächsische Nationalität übergehen. Die vorgebliche Gleichberechtigung aller Nationalitäten heißt nur so viel: Tüchtige Menschen aller Stämme sind uns zur Vergrößerung unsrer Volkskraft willkommen; aber daß sie oder ihre Nachkommen Engländer werden, das macht sich von selbst.

Wenn nun Sprachgemeinschaft die nothwendige Bedingung der Volksgemeinschaft ist, so schließt dieß nicht aus, daß zur Herstellung eines vollendeten Volksthums noch viele andere Dinge sich begegnen müssen. Vor allem das gemeinsame Staatsleben. Denn dieß bestimmt die politische Stellung eines Volkes, seine Macht nach außen und seine Dauerbarkeit im Innern. Aus dem öffentlichen Leben fließen die eigentlichen Thaten eines Volkes und die Erinnerung dieser Thaten ist das gemeinsame Erbe der Volksgenossen. Das Andenken an die Tüchtigkeit der Ahnen feuert uns an, den alten Ruhm unseres Volkes unbefleckt zu erhalten und ihn vermehrt unsren Nachkommen zu hinterlassen.

3. Das Deutsche Volk ist seit seinem Eintritt in die Geschichte bis auf den heutigen Tag wesentlich ein und dasselbe geblieben. Schon zür Zeit der Römer scheiden sich die Germanen von den Sarmaten im Osten, den Kelten im Westen durch ihre Sprache scharf ab. Und wenn auch diese Sprache noch viele Jahrhunderte in mannigfachen Mundarten und ohne gemeinsame, in ganz Deutschland giltige Schriftsprache fortlebte, so waren doch alle diese Mundarten so beschaffen, daß man sich leicht untereinander verständigen konnte. Es geht nämlich mit der Sprachgemeinschaft ähnlich wie mit der Staatseinheit. So wie diese gewöhnlich erst nach und nach aus einem loseren Verbande zu festerer Form verwächst, so bildet sich auch erst allmählich über den einzelnen Mundar-

ten eine allgemeingiltige Schriftsprache. Bis in das Zeitalter der Reformation war Deutschland sprachlich in den niederdeutschen Norden und den hochdeutschen Süden geschieden, und erst seitdem ist das Hochdeutsche auch im alten Sachsenlande die Sprache des öffentlichen Lebens und der Literatur geworden. So wichtig nun auch diese vollständige sprachliche Vereinigung, die wir Luthers Reformation verdanken, für das festere Zusammenleben aller Deutschen Stämme ist, so hebt doch auch die Theilung einer und derselben Sprache in mehrere nah verwandte Dialekte die Volkseinheit nicht auf. Denn sonst müßte man den alten Griechen den Namen eines Volkes absprechen, da ihre Stämme an ihren eigenthümlichen Mundarten festgehalten haben. Freilich wird in solchen Fällen die Grenze zwischen Sprache und Mundart bisweilen schwer zu ziehen sein. Aber wie bei den Griechen hat man auch in Deutschland über den Stammunterschieden die Volkseinheit nicht vergessen, bis man sich endlich im sechzehnten Jahrhundert in der Neuhochdeutschen Schriftsprache ein gemeinsames Organ geschaffen hat.

Der Kern des Deutschen Volkes, wie es noch heute zwischen Frankreich und Polen, Skandinavien und Italien lebt, stammt in gerader Linie von jenen altberühmten Germanischen Völkern, deren Thaten und Sitten die Bewunderung des Tacitus auf sich zogen. Wie mancher Bauer und Bürger mag zwischen Elbe und Rhein hausen, dessen gerader Vorfahr an dem Ruhme der Teutoburger Waldschlacht theilgenommen! Diesem massenhaften Kern Altgermanischer Abstammung haben sich nun im Lauf der Zeit viele einzelne Glieder anderer Völker einverleibt, indem sie Sprache, Sitte und Denkweise des Deutschen Volkes annahmen. So viele und so tüchtige Elemente anderer Herkunft aber auch das Deutsche Volk in sich aufgenommen hat, immer blieb der Deutsche Kern so überlegen und maaßgebend, daß die verschiedensten

fremden Elemente in ihm aufgiengen, ohne ihn wesentlich zu verändern. Nie hat unser Volk, so weit die beglaubigte Geschichte zurückreicht, eine solche Beimischung erhalten, daß sie sein Wesen umgewandelt hätte. Die Umgestaltungen unsres Volkes sind vielmehr theils durch seine innere Entwicklung, theils durch rein geistige Einflüsse von außen hervorgerufen worden. Daher erklärt sich jene merkwürdige Uebereinstimmung des Deutschen Grundcharakters, die wir in allen Erscheinungen unsrer Geschichte, in unsern hervorragenden Geistern wie in dem Wesen des Volkes trotz der größten Mannigfaltigkeit wahrnehmen.

Die Bestrebungen der Gegenwart können uns wohl gegen manche Einrichtungen der Vorzeit einnehmen und wir haben das vollste Recht, sie abzuändern, wenn sie unsrem Zustand nicht mehr entsprechen. Aber das wird uns nicht hindern, uns an dem Großen und Schönen der Vorzeit zu freuen, vielmehr werden wir streben, in unsrer Art so tüchtig zu sein wie unsre Ahnen in der ihrigen. Wo nun der Deutsche Sinn durch die Parteiungen des Tages sich nicht blenden läßt, da fühlt er sich durch die mächtigen Gestalten unsrer Deutschen Vorzeit noch ganz anders angezogen als durch alle Geschichten des Auslands. Weder der Mißbrauch, den der Eigennutz mit unsrer Geschichte getrieben, noch die Schmähungen, mit denen die Klüglinge der neusten Zeit sie verunglimpft haben, sind im Stande gewesen, dieß Gefühl zu ersticken. So lange noch ein Funken gesunden Sinnes in uns wohnt, werden die Heldenthaten unsrer großen Kaiser, durch die sie Deutschlands Ehren über alle Völker Europas erhöht haben, das Herz unsrer Jugend begeistern, den Charakter unsrer Männer stählen. Und wer wandert durch unsre Städte am Rhein und an der Donau, von der Mosel bis an die Memel hin, dem nicht das Herz lachte bei dem Gedanken: Das

hat Deutscher Bürgersinn, Deutscher Fleiß und Deutsche Kunst geschaffen und gegründet!

4. Wer meinen Erörterungen bis hieher gefolgt ist, von dem brauche ich nicht zu fürchten, daß er mir zutrauen werde, ich möchte den angestammten Deutschen Sinn zu gering anschlagen. Mein ganzes Buch hat ja keine andere Absicht als die, nachzuweisen, wie die größten Erscheinungen der Europäischen Geschichte seit dem Untergang des klassischen Alterthums ein Erzeugniß der lebendig fortwirkenden Altgermanischen Volkskraft sind. Aber diese Kraft hatte nicht die Bestimmung, losgetrennt aus dem Zusammenhang der Zeiten und der Völker die Entwicklung der Menschheit noch einmal völlig von vorn zu beginnen. Vielmehr ist das gerade eine der größten Seiten am Leben der Germanischen Völker, daß sie das Erbe der älteren Kulturvölker in sich aufgenommen haben, ohne darüber ihren eigenen selbständigen Charakter einzubüßen. Diese Verarbeitung fremder Elemente im eigenen Geiste ist zwar ein gemeinsamer Vorzug aller Germanischen und Germanisch Romanischen Völker, nirgends aber zeigt sich diese Kraft der lebendigen Aneignung in so hohem Maaß wie in dem Mutterhause aller jener Völker, in unserem Deutschland.

Das Deutsche Volk hat Bildungselemente der verschiedensten Art in sich aufgenommen, theils von seinen nächsten Verwandten, den übrigen Germanischen und Germanisch Romanischen Nationen, theils von den zwar ferner stehenden, doch aber durch das gemeinsame Band des Indogermanischen Geistes verknüpften Altklassischen Völkern, theils endlich von den ursprünglich dem Germanischen Lebensprinzip geradezu entgegengesetzten Semitischen Israeliten. Die Möglichkeit einer solchen Aneignung liegt in der Einheit des Menschen-

geschlechts, der sich die Besonderheiten der Völker unterordnen.

Ohne allen Vergleich am wichtigsten unter den fremden Einflüssen, die das Deutsche Volk erfahren hat, ist der von den Semiten ausgegangene. Ueber die höchste Angelegenheit des Lebens, über das Verhältniß des Menschen zu Gott, ist dadurch an die Stelle des Altgermanischen Glaubens die zum Christenthum verklärte Israelitische Ueberzeugung getreten. Daß diese Ueberzeugung den Germanen ursprünglich sehr widerstrebte, schließen wir nicht nur aus dem religiösen Prinzip des alten Germanenthums, das dem Indischen, Griechischen und Römischen so nahe verwandt war, sondern wir wissen es auch aus der Geschichte der Germanischen Heidenbekehrung, die eben wegen jenes Widerstrebens eine Reihe von Jahrhunderten füllt. Und wie viel lebendiger würde uns der Gegensatz vor Augen treten, wenn wir neben den devoten Biographien der christlichen Missionare die Lieder lesen könnten, in denen Friesische und Sächsische Götterpriester den Untergang des väterlichen Glaubens beklagt haben mögen!

So entschieden wir nun aber die Ansicht verfechten, daß der Geist, aus dem der alte Götterglaube entsprungen war, auch nach dem Uebertritt zum Christenthum in Mark und Blut des Deutschen Volkes fortlebte, so bereitwillig müssen wir zugestehen, daß der eigentlich religiöse Glaube an die alten Götter im Angesicht des Christenthums erblaßte. Wie konnte auch die widerspruchsvolle Vielgötterei gegen den Glauben an den Einen heiligen und allmächtigen Gott Stand halten? Und dieser Glaube war noch dazu begleitet von der reinsten und erhabensten Sittenlehre und setzte diese Sittenlehre durch sein Dogma von der Versöhnung auf ebenso tiefsinnige als zugängliche Weise mit dem Bedürfniß des menschlichen Herzens in Beziehung. Denn durch alle die widerlichen Verdrehungen, welche die christliche Sittenlehre schon im

Beginn des Mittelalters erfuhr, bricht bei den edleren Geistern doch überall das hohe Gesetz der Liebe hervor, auf welches Glaube und Sitte des Christenthums gegründet sind. Wenn nun eine solche Religion, deren Grundlagen der ganzen Menschheit entsprechen, sich durch ihre Aeußerlichkeiten und ihren Heiligendienst noch auf mannigfache Weise dem alten Heidenthum anbequemte, so war der Uebergang um so leichter gemacht.

Seit der Einführung des Christenthums lassen sich im Leben des Deutschen Volkes zwei Richtungen unterscheiden, die bisweilen in feindlichem Widerstreit doch in den meisten und bedeutendsten Erscheinungen sich mit einander auszugleichen suchen. Die eine hat ihre Wurzel in dem alten Germanischen Geiste, die andere in dem auf das Alttestamentliche Semitenthum gegründeten Christenthum. In unsrem Staatsleben sprechen sich diese nach Ausgleichung strebenden Richtungen in dem Gegensatz von Staat und Kirche aus. In unsrer Literatur, das heißt in den aufgeschriebenen Geisteserzeugnissen des Deutschen Volkes, läßt sich das Vorwalten der einen oder der anderen Richtung in verschiedenen Perioden sehr deutlich unterscheiden, ohne daß deshalb die andere ganz ausgeschlossen wird. In den geschriebenen Denkmählern des Althochdeutschen (700—1150), die der Zeit der ersten Festwurzelung des Christenthums in Deutschland angehören, hat die christlich Semitische Richtung das entschiedene Uebergewicht. Dagegen erkennen wir in der mittelhochdeutschen Poesie, trotz aller christlichen Einflüsse, deutlich das neue Hervorbrechen des Germanischen Geistes. In der Reformation des 16ten Jahrhunderts macht sich dann wieder das Biblisch Semitische in einer Reinheit und Ausschließlichkeit geltend wie bis dahin noch nie in einem Germanischen Volke. Und obwohl in mancher Hinsicht auf Luther und der Reformation fußend finden sich unsere großen Neuhochdeut-

schen Dichter, Göthe und Schiller, dennoch in einem ähnlichen weltlich Germanischen Gegensatz gegen die biblisch Semitischen Reformatoren wie das Nibelungenlied gegen den Otfrid.

Die hier bezeichneten vier Perioden unsrer geschriebenen Literatur unterscheiden sich zwar sehr deutlich durch das Uebergewicht des einen oder des anderen der beiden großen Faktoren. Dennoch aber sind diese beiden Faktoren im Deutschen Volke weit entfernt, einander auszuschließen. Ebenso wie der streng biblische Luther nichtsdestoweniger ein kerndeutscher Mann war, ebenso haben alle unsre weltlichen Klassiker ersten Ranges, Lessing und Göthe an der Spitze, das Bedürfniß gefühlt, sich mit dem Christenthum zu verständigen.

Das Christenthum hat die Bestimmung, alle Völker in seinen Kreis zu ziehen. Obwohl nun das Deutsche Volk seiner ursprünglichen Anlage nach nicht der Geistesrichtung angehört, aus welcher das Christenthum hervorgegangen ist, so kann man doch auf der andern Seite behaupten, daß der Geist des Deutschen Volkes durch seinen Ernst und seine Tiefe sich vor anderen eignete, für das Christenthum gewonnen zu werden. In welchem Umfang dieß schon in der ersten Hälfte des Mittelalters geschehen ist, das habe ich anderswo an der massenhaften Versetzung der Althochdeutschen Sprache mit christlichen Begriffen dargethan. So wurde das Christenthum in Deutschland vielleicht mehr als irgendwo eine wahrhaft volksthümliche Sache. Auf diesem Grunde erwuchs die Reformation Luthers. Seinem Glauben nach ein strenger Christ und dabei von Gemüth und Geist ein ächter Deutscher wie Wenige hat Luther die Bibel durch seine meisterhafte Uebertragung zum ersten Deutschen Volksbuch gemacht. Wie sehr in Luther das Deutsche Feuer und die Deutsche Kraft sich mit dem rechtgläubigen Christenthum vereinigte, das er-

kennt man leicht, wenn man seine Schriften mit denen seiner altkirchlichen Vorgänger zusammenhält. Es ist eine leichte Sache, aus Luthers dogmatischen Sätzen den Beweis zu führen, daß er sich von seinem angeblichen Vorbild, dem heiligen Augustinus, fast gar nicht unterschied. Nimmt man aber Luthers sturmbeflügelte Streitschriften oder so manchen seiner kerngesunden Briefe und vergleicht sie mit den Werken des Augustinus, so sieht man, daß hier zwei grundverschiedene Naturen sich unter demselben theologischen Lehrbegriff zusammenfanden. Man denke sich beide Männer von dieser gemeinsamen christlichen Grundlage losgetrennt, wie weit hätten dann ihre Bahnen auseinandergelegen! Augustinus wäre ein sehr talentvoller Schönredner, vielleicht daneben ein neuplatonischer Grübler geworden, wie die Jahrhunderte des sinkenden Alterthums so manchen hervorgebracht haben. Und Luther? Man gebe unsrer Zeit einen politischen Charakter von Luthers feuriger Thatkraft und großartiger Besonnenheit und er stellt unser Vaterland auf eine neue politische Grundlage.

Dieß Alles ist nicht gesagt, um den heiligen Augustinus zu verkleinern. Er bleibt für alle Zeiten das erhabenste und tröstlichste Beispiel, wie sehr das Christenthum eine geknickte und den Dingen dieser Welt abgestorbene Seele zu stärken und zu heben vermag. Aber daß Luther, der trotz seines tiefen Sündenschmerzes doch nichts weniger als verloren für die Dinge dieser Welt war, mit seiner gesunden und fröhlichen Natur den altchristlichen Glauben verband, das war eine Erscheinung, die sich von den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sehr wesentlich unterscheidet und ebendeswegen für das Deutsche Geistesleben von so unermeßlicher Bedeutung geworden ist.

5. Die neuere Geschichte Europas beginnt mit einem

Zurückgehen auf die altchristliche Zeit, wodurch so manche spätere weltliche Zuthat vom Katholicismus ausgeschieden und so die alte Religion der Bibel in möglichster Reinheit wiederhergestellt werden sollte. Wenn auf diese Art das ernste Trachten nach Gottes überweltlichem Reich, das die christliche Religion dem Leben der Germanischen Völker eingepflanzt hat, sich noch tiefer und fester in das Gemüth des Deutschen Volkes einsenkte, so erhielt auf der andern Seite die höhere Auffassung der weltlichen Dinge einen ganz neuen Aufschwung durch das Erwachen der altklassischen Studien. Wie das Zurückgehen auf die Bibel den religiösen Glauben reinigte und stärkte, so erschloß sich für die Betrachtung der Welt ein ganz neues Gebiet, als man die Geisteserzeugnisse und die Thaten der beiden klassischen Völker von Angesicht zu Angesicht kennen lernte. In Deutschland nahm während des 16ten Jahrhunderts der Kampf um die ewigen Güter den ganzen Ernst der Nation zu sehr in Anspruch, um den Sinn für die antike Welt der Griechen und Römer zu der Entwicklung kommen zu lassen, die wir schon damals in Italien finden. Dafür aber ist unser Vaterland auch größtentheils von den abschreckenden Verirrungen frei geblieben, durch welche die klassischen Studien der Italiener sich befleckt haben. Und als nach Verlauf einiger Jahrhunderte der wahre Sinn für das, was man so lange mit pedantischer Gewissenhaftigkeit getrieben hatte, auch bei uns erwachte, da war es unser Vaterland, von dem eine Ergründung und ein Verständniß des klassischen Alterthums ausgieng wie es keine neuere Nation vor uns gehabt hat.

6. Der Katholicismus des Mittelalters hatte trotz seiner scheinbar ascetichen Natur doch so viele weltliche Elemente in sich aufgenommen, daß er dem Germanischen Wesen viele Punkte der Berührung und Vereinigung darbot. Im Rück-

blick auf das vorige Hauptstück erinnere ich hier nur an das, was man gewöhnlich die christlich katholische Kunst zu nennen pflegt. Je mehr nun der Protestantismus auf die Herstellung des ursprünglichen Christenthums drang, um so schärfer wurden die aus dem Germanenthum in den Katholicismus übergegangenen Elemente wieder ausgeschieden. Luther selbst war eine viel zu gesunde Natur, um nicht auch diese weltlichen Gaben und Kräfte in gewissen Grenzen anzuerkennen. Allein die ganze Richtung der Reformation mußte nichtsdestoweniger dahin führen, nach altchristlicher Weise den Dingen dieser Welt den Rücken zu kehren. Da nun aber im Deutschen Volke noch ein hohes Maaß der alten weltlich Germanischen Kräfte vorhanden war, so hatte jene Scheidung des Christlichen und Weltlichen zuletzt den Erfolg, daß das Weltliche sich fortan nur um so reiner und selbständiger entwickelte.

In den beiden Jahrhunderten, die dem Reformationszeitalter folgten, schien Alles zusammenwirken zu wolen, um den Deutschen Geist bis auf die letzte Spur auszurotten. Der jammervolle dreißigjährige Krieg hatte Deutschlands Wohlstand und politische Macht auf lange Zeit gebrochen. Es folgte das Zeitalter Ludwigs XIV. mit seiner schändlichen Politik und seiner noch schmachvolleren geistigen Knechtung des Deutschen Volkes. Die Franzosen mit ihrer geschnörkelten Kunst, ihren Reifröcken, Fächern und Perücken wurden die Musterbilder alles guten Geschmacks. Französisch war die Sprache der feineren Welt und wer nicht Französisch schrieb, der verunstaltete doch wenigstens ein Deutsch mit möglichst vielen Französischen Flicken und Lappen. Und woher sollte dem besseren Geist in Deutschland Hilfe kommen? Die großen Alten, die unseren Landsleuten über die jämmerliche Unnatur der Franzosen am ersten hätten die Augen öffnen können, las man gleichfalls nur, um vom Lateinischen

Katheder herab die vermeintliche Rohheit des Deutschen Volkes zu verachten. Die Naturwissenschaften aber, deren mechanische Seite man in jenen Jahrhunderten mit dem rühmlichsten Eifer nnd großartigsten Erfolg bearbeitete, wurden nichtsdestoweniger meist in einer Weise betrieben, die den tieferen Natursinn eher zu tödten als zu beleben geeignet war.

Wer hätte bei dem Zustand, in welchem sich unsere Literatur am Anfang des vorigen Jahrhunderts befand, vorauszusagen gewagt, daß in wenig Menschenaltern die Deutsche Poesie einen Aufschwung nehmen werde, der sie dem Größten aller Zeiten an die Seite stellt? Aber wo nur der Kern des Volkes gesund ist, da birgt er eine Zukunft in sich, die keine menschliche Wissenschaft zu berechnen vermag. So sah die Welt zu ihrem Erstaunen seit der Mitte der 18ten Jahrhunderts eine Fülle reichbegabter Geister aus dem Deutschen Volke hervorgehen, deren Schöpfungen das alternde Geschlecht einer neuen Jugend zuführten. Erst kam Lessing, der wie ein scharfer, erfrischender Sturmwind die dumpfe, drückende Nebeldecke wegfegte, die sich über die Deutschen Geister gelagert hatte. Hamann und Herder drangen überall auf das Ursprüngliche und Schöpferische, das ohne künstliche Vermittlung dem innersten Wesen des Menschen entquillt. Wurden sie so einerseits auf die gewaltige Kraft der Bibel und die wahre Herrlichkeit der antiken Klassiker geführt, so bahnten sie andrerseits dem neuen Hervorbrechen des Deutschen Geistes die Bahn, der als ein gleich Ursprüngliches im Deutschen Volke von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hatte. Noch aber konnte man zweifeln, ob es bei der tieferen Erkenntniß des Vorhandenen sein Bewenden haben werde oder ob die Kraft zur Erschaffung eines großartigen Neuen in unsrem Volke noch vorhanden sei, als Göthes Auftreten diese Zweifel zerstreute.

Göthe und Schiller, nicht wegen gleicher Kraft des

Schaffens, sondern wegen der wunderbaren Ergänzung ihres Wesens mit Recht für immer zusammengenannt, bezeichnen den Gipfel unsrer Deutschen Dichtung. Wenn man die wahre Quelle der Götheschen Poesie auffinden will, so muß man ausgehen von seinen ursprünglichsten Schöpfungen, seinen herrlichen Liedern und den älteren Theilen des Faust. Von dort gewinnen wir den richtigen Einblick in Göthes Verhältniß zum klassischen Alterthum und in die Dichtungen, die unter dem Einfluß der Griechen gereift sind. Erst zu allerletzt und nur um Göthes Ansichten, nicht um das Wesen seiner Poesie kennen zu lernen, dürfen wir die gekünstelten Werke seiner spätesten Jahre, den zweiten Theil des Faust und Aehnliches berücksichtigen. Daher haben die Werke der letzten Gattung auch nur für den Literator Werth. Wer sich an dem frischen Quell Göthescher Poesie laben will, der muß sie nicht zur Hand nehmen.

Wie fast überall, so hat man auch bei der Götheschen Poesie den Versuch gemacht, ihre Entstehung auf allerlei äußerliche Ursachen zurückzuführen. Bald soll das Studium der Alten uns unsern größten Dichter geschenkt haben, während doch bekannt ist, daß Göthe es in seinem ganzen Leben nie zu so viel Griechisch gebracht hat, als man auf jedem guten Gymnasium von einem Schüler verlangt, der zur Universität abgehen will. Bald sollen Göthes Dichtungen nur Proben sein von seinem eifrigen Studium der Spinozistischen Philosophie, als wenn so lange die Welt steht jemals ächte Poesien aus philosophischen Studien entsprungen wären. Spinoza, ohne Frage einer der tiefsten und selbständigsten Geister aller Zeiten, hat allerdings einen unläugbaren Einfluß auf Göthes Denkweise gehabt. Aber sein Einfluß auf Göthes Entwicklung, so weit er überhaupt ein günstiger war, ist mehr negativer als positiver Art gewesen. Sein Studium hat Göthe von manchen vorgefaßten Meinungen befreit und ihn bestimmt, sich ganz seiner ange-

borenen Natur zu überlassen. Doch auf der andern Seite darf man nicht verschweigen, daß eine der schwächsten Seiten in Göthes Denkweise, sein entnervender Fatalismus, aus eben diesem Studium des Spinoza Nahrung sog. Im Ganzen aber kann man über Göthes Verhältniß zum Spinoza nur das sagen, daß er sich von dem Inhalt jenes geometrischen Pantheismus gerade so viel aneignete als seiner angeborenen Natur entsprach. Denn wenn von irgend jemand, so gilt von Göthe selbst sein spottendes Wort: „Liest doch nur jeder aus dem Buch sich heraus, und, ist er gewaltig, so liest er in das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde." Wie sehr dies in Bezug auf Göthes Verhältniß zu Spinoza der Fall war, sehen wir unter Anderem aus der freudigen Beistimmung, die Göthe in seiner noch am meisten spinozistischen Periode Herders „Gott" zollt, einem Buch, das von dem wirklichen System des Spinoza weit genug abliegt.

Wenn nun schon Göthes Weltansicht sich von der des Spinoza sehr wesentlich unterscheidet, so ist es vollends ganz verkehrt, in seiner schöpferischen Thätigkeit nur einen angewandten Spinozismus zu erblicken. Wird man vielleicht auch unsre ganze Altdeutsche Mythologie, wie sie das Göttliche durch das Weltall verbreitet, aus den Schriften des Spinoza herleiten? Nein wahrlich, nicht einer philosophischen Theorie hat Göthe die schaffende Kraft verdankt, die ihm den tiefen Blick in die Natur öffnete! Derselbe Geist, der aus dem rauschenden Wasser und aus dem dunklen Wald, aus der glühenden Rose und aus der keuschen Lilie zu seinem Herzen sprach, derselbe Geist hat im Altgermanischen Glauben gewaltet. Was nie ausgestorben ist im Deutschen Volke, das hat in Göthes Dichtung das tiefe, begeisterte Wort gefunden. Er hat die göttliche Schönheit erblickt, die in dem Weltall gestaltend webt. Auch der Mensch erschien ihm zuvörderst als ein Theil der allumfassenden Natur. Und so wenig auch Göthes schar-

sem Verstand der Widerspruch entgieng, in welchen der Mißbrauch des freien Willens den Menschen mit dem göttlichen Weltgesetz verwickelt, so suchte er diesen Widerspruch doch möglichst dadurch zu beseitigen, daß er die Freiheit als unfrei und das ihr entspringende Böse als nothwendig darstellte.

Kein Volk der Erde hat die Schönheit der Welt so klar erfaßt und in seinen Schöpfungen so rein und ungetrübt ausgesprochen wie die Griechen. Bei ihnen glaubte daher Göthe das zu finden, was er bei den Neueren vermißte, und aus dieser Vertiefung in den Geist der Griechen ist die eigenthümliche Verschmelzung des Hellenischen und Deutschen, des Antiken und Neueren hervorgegangen, die wir in einigen der edelsten unter Göthes Werken bewundern. Wenn aber Göthe sich zeitenweise zu einer wahrhaft zelotischen Verachtung alles Nichtgriechischen hinreißen ließ, so war das ein Abfall von seinem eigenen besseren Geiste. Ein tieferer Blick in den Zusammenhang der Völkerentwicklung lehrt uns, daß nicht die abgöttische Verehrung und todte Nachahmung der Griechen, sondern die Erweckung und die gesunde Entfaltung des Geistes, der dem Griechischen urverwandt im Deutschen Volke wohnt, die wahre Quelle unsrer Poesie und Kunst ist.

Wie Göthe die rastlos und doch ruhig waltende Natur in seinen Werken wiederspiegelt, so ist es die Freiheit der menschlichen That, die Schillers stürmische Muse feiert. Ich rede hier nicht von der abstrakten Ausgleichung von Freiheit und Nothwendigkeit, die in der einen oder andern Weise sich in jeder Poesie wiederfindet. Denn damit könnten wir uns leicht in einen Streit ohne Ende verwickeln. Was aber keinem Zweifel unterliegt, ist, daß Schillers feurige Seele weit weniger zu ruhiger Schönheit als zur begeisterten That des männlichen Charakters sich hingezogen fühlte. Wie uns in Göthes „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll" oder „Füllest wieder Busch und Thal" die unergründliche Tiefe des

innigsten Naturgefühls bezaubert, so reißt uns Schillers Reiterlied mit unwiderstehlichem Drang in das Getümmel der Thaten fort.

7. Das öffentliche Leben des Deutschen Volkes war seit dem Untergang des Hohenstaufischen Hauses von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer gesunken. Je mehr das Ansehn und die Selbständigkeit der einzelnen fürstlichen Häuser wuchs, um so schwächer mußte das einigende Band der kaiserlichen Macht werden. Daß die einzelnen Fürstenhäuser zunächst für sich selbst sorgten, war um so natürlicher, da auch das Kaiserhaus, das mit Rudolf von Habsburg an die Spitze von Deutschland kam, weit mehr auf die Vergrößerung seiner Hausmacht als auf die Ehre des Reichs bedacht war. Auch würde man sehr Unrecht thun, wenn man den Fürsten allein die Zertrümmerung des Reichs zur Last legen wollte. Der Geist der Vereinzelung und Zersplitterung, seit alter Zeit ein Grundzug des Deutschen Charakters, griff vielmehr in jenen Jahrhunderten unter Bürgern und Bauern nicht weniger um sich als unter den Fürsten. Waren es doch die sonst in vieler Hinsicht so ehrenwerthen Bauern und Bürger der Schweiz, die sich zuerst vom Verband des Deutschen Reiches ganz lossagten. Die Folge dieser Zersplitterung war, daß der Deutsche Sinn, das Gefühl der Deutschen Volksgemeinschaft in unsrer Politik fast ganz erstarb. Der dreißigjährige Krieg, von beiden Seiten für dynastische Interessen ausgebeutet, und der in staatlicher Beziehung so jammervolle Westphälische Frieden gaben der Deutschen Reichseinheit vollends den Todesstoß.

Während auf diese Art Deutschland seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mehr und mehr auseinander fiel, gieng Frankreich den umgekehrten Weg. Schon im Mittelalter waren die Französischen Könige durch Vereinigung der heim-

gefallenen Lehen mit der Krone auf die Stärkung des einheitlichen Königthums bedacht. Seine Religionskriege schloß Frankreich unter der heilenden Hand eines Henri Quatre; und als sich die Deutschen in dreißigjährigem Hader zerfleischten, führte in Frankreich der Kardinal Richelieu das Ruder des Staats, ebenso bedacht, aus dem Deutschen Elend Vortheil zu ziehen, wie die Einheit Frankreichs in dem Grade zu festigen, daß der Fortsetzer seines Werkes Ludwig XIV. in seiner Person den ganzen Staat vereinigt sah. Von nun an nimmt Frankreich auf lange hin unbestreitbar die erste Stelle unter den Staaten des Europäischen Festlandes ein. Nicht durch die Ueberlegenheit seiner Waffen. Denn gerade in den Kriegen gegen Ludwig XIV. haben Deutsche Armeen Siege erfochten, die zu den größten aller Zeiten gehören. Sondern durch die Einheit seiner Politik. Und diese Politik scheute noch dazu kein Mittel, wenn sie es zur Erreichung ihrer Zwecke dienlich glaubte. Bestechung der Minister und Mätressen, Erkaufung der Gelehrten, lügnerische Verdrehung der Verträge wie bei den Reunionskammern, endlich der treuloseste Friedensbruch, den die Geschichte kennt, in der Hinwegnahme Straßburgs, das waren die Mittel, welche Ludwig XIV. gegen Deutschland in Bewegung setzte. Kam nun dazu von unserer Seite der elendeste innerliche Hader und Neid und die eitelste Nachäfferei der Franzosen, so mußte Deutschland in dem ungleichen Kampf den kürzeren ziehen.

Die Politik Richelieus und Ludwig XIV. hat Frankreichs Uebergewicht über seine Nachbarn gegründet. So große Vortheile sie ihm aber nach außen verschaffte, so tief erschütterte sie sein Glück im Innern durch die Zerrüttung der Finanzen, die Untergrabung der Sitten und die Auflösung aller Freiheit und Selbständigkeit in den vollendeten Despotismus. Der Zustand unter dem elenden Ludwig XV. zeigt uns, wohin dies Volk gekommen sein würde, wenn es in

dieser Richtung verharrt wäre. Allein das Französische Volk hatte noch viel zu viel gesunde Kräfte in sich, um in der schmählichen Knechtschaft eines despotischen Mätressenregiments zu verkommen. Der Unnatur jener Zustände gegenüber schürte Rousseau die leidenschaftliche Vorliebe für einen freilich fast ebenso unwahren Naturzustand, und Montesquieu lenkte die Geister von dem Unfug des Französischen Despotismus auf die Weisheit und das Glück einer freien und geordneten Verfassung wie sie England besaß. Diese Gedanken in die gährenden Massen geworfen mußten dann den völligen Umsturz der verrotteten alten Ordnung herbeiführen, der Europa in der ersten Französischen Revolution mit Staunen und Schrecken erfüllte. Ausgegangen von dem richtigen Gefühl, daß die bestehenden Verhältnisse einer durchgreifenden Umgestaltung bedürfen, wurde die Französische Umwälzung nur zu bald eine Beute der entfesselten Leidenschaften, und nun öffneten sich die Schleußen jener bestialischen Ruchlosigkeit, von deren Greuelthaten sich der Blick mit Abscheu und Ekel abwendet. Nach zehn Jahren der blutigsten Zerrüttung fiel endlich das ermüdete Land dem Militärdespotismus Bonapartes anheim.

Wären die Franzosen statt jenes wilden Ueberstürzens mit Weisheit und Mäßigung verfahren, hätten sie statt jener frevelhaften Selbstvergötterung ein höheres Maaß der Selbstbescheidung, wie sie dem Menschen ziemt, besessen, so würden sie nicht nach ihren zehnjährigen politischen Irrfahrten zu einem so ganz anderen Ziele gelangt sein als das sie eigentlich im Auge hatten. Allein bei allen Freveln und Thorheiten ihrer Revolution muß man den Franzosen Eins zum Ruhm nachsagen: Unter allen Wechseln der Verfassung haben sie treu an ihrem Vaterland gehalten und durch diese Vaterlandsliebe eine Volkskraft entwickelt wie sie nur in den größten Zeiten der Geschichte zu Tage tritt. Dieser Volks-

kraft gegenüber konnte die alte Politik der Kabinette nicht ausreichen und auch die tapfersten Armeen vermochten ihr auf die Dauer nicht zu widerstehen. Als nun vollends der größte Kriegsfürst unseres Jahrhunderts sich dieser Volkskraft zu seinen Zwecken bemächtigte, da wurde eine Nation Europas nach der andern in den Staub geworfen. Wie sollte da das zersplitterte und gespaltene Deutschland Stand halten, aus dessen öffentlichem Leben der Sinn für ein gemeinsames Vaterland längst verschwunden war? So schlossen sich die meisten kleineren Deutschen Staaten theils aus Furcht theil aus Eigennutz sehr bald dem Triumphwagen des Französischen Siegers an. Die beiden größeren aber, Oesterreich und Preußen, wurden in den Schlachten von Austerlitz und Wagram, von Jena und Friedland zu Friedensschlüssen genöthigt, die sie thatsächlich gleichfalls zu Vasallen des Französischen Kaisers erniedrigten.

Es schien in der That, als sollte das unabhängige und selbständige Leben der Europäischen Völker ein Ende nehmen. Wie Alexander der Große den verrotteten Völkern Vorderasiens den Todesstoß gab, indem er sie der überlegenen Bildung Griechenlands unterwarf, so glaubte mancher, die Völker wenigstens des Festlandes von Europa hätten sich ausgelebt und Napoleon sei bestimmt, sie alle in ein großes Französisches Reich zu verschmelzen. Und wahrlich, wenn man in unsrem Vaterland nur das politische Leben ins Auge faßte, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand, so mochte man an seinem Schicksal wohl ebenso sehr verzweifeln wie an dem jener verkommenen Völker, denen Alexander der Große ein Ende gemacht hat. Allein der Blick muß tiefer dringen, wenn er die Lebensfähigkeit eines Volkes bemessen will. Wenn auch ein Volk an der Verkümmerung seiner politischen Verhältnisse nie ganz unschuldig ist, so kann diese doch durch eine solche Verkettung unglücklicher

Umstände herbeigeführt werden, daß ein schreiendes Mißverhältniß eintritt zwischen der wahren Tüchtigkeit des Volkes und seiner politischen Verfassung. Dann gilt es den übrigen Lebensäußerungen dieses Volkes nachzuspüren, um daraus auch seine politische Zukunft zu deuten. Findet man da nichts als körperliche und geistige Zerrüttung, die Religion in trostlosen Unglauben verkehrt, die Sitte zerstört und die geistige Regsamkeit in oberflächliche Unterhaltung und unfruchtbare Grübelei ausgeartet, dann mag man einem solchen Volk wohl alle Hoffnung der politischen Auferstehung absprechen.

Allein wie ganz verschieden von diesem Bilde war zur Zeit der Französischen Revolution der sittliche und geistige Zustand des Deutschen Volkes! Zwar fehlte es auch nicht an Zeichen der Verderbniß. Die Gotteslängnung war von Paris aus auch zu uns herübergeweht, und in wie weiten Kreisen das sittliche Gefühl erschlafft und der edlere Geist erstorben war, das zeigte der Beifall, den Kotzebues Stücke fanden. Blickt man aber auf das Ganze des Volkes, so findet man trotz dieser Verirrungen den gesunden Sinn bei weitem überwiegend. Der Bauer und Bürger hatte der großen Mehrzahl nach einen frommen und gottesfürchtigen Sinn bewahrt und hielt fest an der väterlichen Sitte. Denn gegen die unermeßliche Mehrheit des Landvolks und der kleineren Städte kommen die Zeugnisse des Gegentheils, die man von Berlin und einigen anderen Orten anführt, nicht in Betracht. So war die Grundlage des Volkes, durch deren sittlichen Zustand die Lebensfähigkeit einer Nation bedingt ist, gesund und tüchtig.

Aber auch die ehrenfesteste Masse der Landbauer und Gewerker, großentheils auf einen engeren Lebenskreis beschränkt, wäre nicht im Stande gewesen, den politisch ertödteten Deutschen Gemeinsinn wiederherzustellen, wenn sie sich

selbst überlassen geblieben wäre. Nur eine dunkle Erinnerung der alten Deutschen Einheit gieng noch durch das Reich. Sie wurde aber weit übertönt durch die Leidenschaft der kirchlichen und der politischen Sonderung. Waren doch die jüngsten Erinnerungen großer Thaten, die Schlachten des siebenjährigen Krieges, Thaten von Deutschen gegen Deutsche! Wie sollte der Preußische Soldat dazu kommen, in seinem Erbfeind, dem Oesterreicher, den Deutschen Bruder anzuerkennen, wenn nicht von einer andern Seite her dieß Gefühl der Gemeinsamkeit neu belebt wurde? Diese Belebung gieng nun von dem Gebiete aus, das trotz aller politischen Zersplitterung ein Gemeingut des Deutschen Volkes war, von unsrer neu erwachten Literatur. Und zwar haben hiezu keineswegs bloß die hochverdienten Männer gewirkt, die wie Klopstock und Fichte unmittelbar auf Erweckung des Deutschen Patriotismus ausgiengen. Sondern alle unsre großen Dichter und Denker, am meisten Göthe und Schiller, haben durch ihre Schöpfungen die Tiefen des Deutschen Geistes neu erschlossen und dadurch in den ersten Männern der Nation die Ueberzeugung geweckt, daß ein Volk von solchen Gaben und Kräften sich nur politisch zu ermannen brauche, um das Joch der Fremden abzuschütteln und seine Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit der Zukunft zu bewahren.

Noch aber fragte sich, ob es Gott gefallen werde, dem gesunden Sinn der Massen und der Deutschen Begeisterung der Edelsten die Männer der That zu senden, die im Stande wären, das Ganze zu leiten und einem Heerführer von Napoleons Größe die Spitze zu bieten. Unter allen Deutschen Ländern war keins so tief gedemüthigt wie Preußen und keins hatte diese Demüthigung für seinen Soldatenhochmuth und seine undeutsche Staatskunst in solchem Maaß verdient. Aber gerade dieß Preußen sollte sich in den Tagen der Knechtschaft am herrlichsten aufraffen und in verjüngter Gestalt

ächtdeutsche Kampfesehren erringen, die allen Ruhm des großen Friederich weit hinter sich lassen. Hier in Preußen sammelte sich in den Jahren der Noth das staatsmännische und kriegerische Talent aus einem großen Theile von Deutschland und es zeigte sich, daß auch auf diesen Gebieten die Kräfte und Gaben des Deutschen Volkes nicht minder reich und gewaltig waren wie in den Schöpfungen seiner Dichter und Denker. Hier schuf Steins hoher staatsmännischer Geist eine neue Grundlage für eine freie und volksthümliche Verfassung, während Scharnhorsts stille Thätigkeit das ganze Volk in ein gewaffnetes Heerlager umwandelte. Und als nun im Frühling des Jahres 1813 die Stunde des Losbruchs schlug, da flammte ein Feuer Deutscher Begeisterung auf wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer von allen Ständen und Bildungsstufen strömten auf den Waffenplätzen zusammen, um ihr Blut für die Rettung des Vaterlands zu verspritzen. Und an der Spitze dieser tapferen Schaaren zeigte sich jetzt eine Fülle von Feldherrntalent wie es auch die Hoffnungsreichsten kaum zu erwarten wagten. Blücher, eine Heldengestalt von ächtdeutschem Schrot und Korn, mit seinem Adlerblick und blitzschnellen Verstand am Tage der Schlacht, und Gneisenau, der edelste und reinste Charakter seiner Zeit und das größte strategische Talent, das Napoleon gegenübergestanden hat. Und neben ihnen welche Menge großer Generäle, York und Bülow und wer möchte sie alle nennen?

Aber es war keine Preußische, sondern eine Deutsche Sache. Oesterreich, Baiern und alle andern Deutschen Staaten traten nach und nach dem Bunde gegen den Französischen Zwingherrn bei. Da haben Deutsche Waffen Siege erfochten wie sie in solcher Größe und raschen Folge die Weltgeschichte nicht kennt. Die Tage an der Katzbach und bei Culm, bei Leipzig, Laon, Arcis und wie die andern alle heißen,

bleiben Ehrentage unseres Volkes für alle Zeiten. Die Französische Gewaltherrschaft war zertrümmert und dem Deutschen Volk die Bahn gebrochen zu neuer Größe und neuer Herrlichkeit.

8. Die Heldenthaten der Jahre 1813—15 hatten zum Hauptzweck die Abschüttelung des Französischen Joches und die Herstellung Deutscher Ehre und Deutscher Selbständigkeit. Und wahrlich die Erreichung dieses Zieles ist mit dem vergossenen Heldenblut nicht zu theuer bezahlt worden. Denn was aus uns geworden wäre, wenn die Schmach der Fremdherrschaft fortgedauert hätte, darüber läßt die Geschichte der Jahre 1800—1813 keinen Zweifel. Das durch und durch Deutsche linke Rheinufer ward dem Französischen Reiche einverleibt und ebenso die Deutsche Nordseeküste bis über Hamburg hinaus. In Hessen und Westphalen, recht im Herzen Deutschlands, wurde ein Französisches Königreich gegründet, vorläufig unter dem Scepter eines kaiserlichen Prinzen, für die Zukunft aber offenbar gleichfalls zu Französischen Departements bestimmt. Die übrigen Theile des westlichen Deutschlands, unter Französischer Protektion im Rheinbund vereinigt, hiengen von der Gnade des Französischen Kaisers ab, und auch die beiden Ostmächte, Oesterreich und Preußen, mußten sich den Befehlen des Fremdlings fügen. So war in der That die letzte Spur volksthümlicher Selbständigkeit für Deutschland vernichtet. In kurzer Zeit hätte man auch den Schatten eigener Regierungen beseitigt und das Deutsche Volk, einst das mächtigste des Welttheils, wäre aus der Reihe der Völker ehrlos und lautlos verschwunden. Daß dieß abgewandt worden, das verdanken wir den Thaten der Jahre 1813, 14 und 15. Darum Schmach über jeden Deutschen, der den Siegerkranz jener Helden anzutasten wagt! Sie haben ihr Leben eingesetzt für das höchste aller irdischen

Güter, für die Freiheit ihres Volkes vom fremden Joche, ohne welche alle Bestrebungen der inneren Politik nur Schein und Blendwerk sind.

Aber wenn auch die Vertreibung der fremden Gewalthaber der Hauptzweck jener mächtigen Deutschen Erhebung war, so haben doch die Völker und ihre geistigen Lenker nicht daran gedacht, das Deutschland von 1806 mit seiner ganzen politischen Jämmerlichkeit als Siegespreis wiederherzustellen. Vielmehr schwebte ihnen, wenn auch theilweise unklar und widersprechend, das Bild eines mächtigen und freiheitlich geordneten Deutschen Reiches vor Augen, das aus den schweren Kämpfen glänzend hervorgehen sollte. Daß dem so war, das wissen wir nicht bloß aus den Liedern begeisterter Dichter, die der damaligen Stimmung des Deutschen Volkes Worte gaben, nicht bloß aus den Planen unsrer wahrhaft großen Staatsmänner und den Vorschlägen unsrer patriotischen Politiker, sondern wir sehen es vor allem auch aus den Proklamationen, welche die Fürsten im Beginn des Kampfes an das Deutsche Volk ergehen ließen. Denn niemand wird sich einbilden, daß man von jener Seite Versprechungen gegeben habe, die nicht wirklich von den Edelsten des Volkes gefordert wurden. Und was ist nun aus allen jenen Hoffnungen und Versprechungen geworden, nachdem der Sieg errungen war? Hier beginnt ein Abschnitt unsrer Geschichte, der alle Freunde des Deutschen Vaterlands mit dem tiefsten Ingrimm erfüllen muß. Kaum war durch die aufopfernde Hingebung der Völker die Gefahr für die Kronen beseitigt, so waren die früheren Zusagen vergessen. Die großen Charaktere, denen man den Sieg verdankte, die Staatsmänner von tieferem Blick und wahrhaft schöpferischen Ideen wurden zur Seite geschoben und an ihrer Stelle übernahmen es abgefeimte Intriganten, das siegreiche Deutsche Volk um die schönsten Früchte seines Sieges zu betrügen. Das große

Wort in Deutschen Angelegenheiten fiel jenem Metternich anheim, dessen schmählicher Sturz allen Zeiten zur Warnung dient, daß auch das höchste Maaß der Schlauheit ohne Redlichkeit und Tiefe zur Lenkung der Völker nicht genügt.

Daß man in den beiden Deutschen Großstaaten aller freieren politischen Entwicklung entgegentrat, auch die billigsten Forderungen nicht gewährte, das mußte zuletzt den Sturm heraufführen, der nun unter unsren Augen den Bau ideenloser Staatsmechaniker zertrümmert hat. Aber noch empörender war die heillose Art, wie man mit allen Mitteln einer niederträchtigen Polizeigewalt eben die vaterländische Begeisterung zu vertilgen suchte, der man seine eigene Rettung verdankte. Nachdem man Deutschlands Ehre in den beiden Pariser Friedensschlüssen und auf dem Wiener Kongreß dem Ausland gegenüber preisgegeben hatte, sollte nun auch im Innern aller höhere Deutsche Aufschwung, der sich über das Mittelmäßige und Gemeine zu erheben suchte, niedergeschlagen werden. Dieselben Männer, deren feurige Schriften zur Erhebung Deutschlands gegen die Fremden hauptsächlich beigetragen hatten, wurden der Verfolgung und der bittersten Kränkung überliefert. Doch ich breche hier ab. Denn wer könnte dem Gefühl noch etwas hinzufügen, das die gleichzeitigen Aeußerungen unsrer edelsten Männer hervorrufen, wie sie nun mehr und mehr zu Tage treten? Man lese die Briefe und Aktenstücke, die Arndt in den letzten Jahren veröffentlicht hat, und man wird die Stimmung erklärlich finden, die nicht bloß Wühler und Volksverführer, sondern auch einen Theil unsrer besseren Deutschen Landsleute mit beklagenswerthem Hasse gegen unsre Fürsten erfüllt.

Aber der Same, den die Jahre unsrer geistigen und unsrer kriegerischen Erhebung ausgestreut hatten, war nicht verloren. Obwohl aus unsrer großen Politik verdrängt rührte sich das neu erwachte Deutsche Leben auf allen anderen

Gebieten nur um so kräftiger. Die bildende Kunst nahm einen Aufschwung, der gegenwärtig unser Volk in eben der Weise an die Spitze Europas stellt wie dieß mit unsrer Poesie am Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Und wie ganz eigenthümlich Deutsch diese neuere Kunst ist, das kann man fast an allen ihren Schöpfungen, insbesondere aber an den Werken unsrer beiden großen Meister Cornelius und Schwanthaler sehen. In der Wissenschaft wurde das Deutsche Alterthum von Jakob Grimm und seinen Genossen mit solcher Gründlichkeit und Tiefe erforscht, daß man immer noch staunen muß über die Fülle der plötzlich ans Licht getretenen Entdeckungen. Nicht minder thätig war man auf den Gebieten, die noch unmittelbarer in das öffentliche Leben eingreifen, in der Wissenschaft des Rechts und der Staatswirthschaft. Der Muth, mit dem man eminente Talente an die Vervollkommnung dieser Wissenschaften setzte, ist um so mehr zu bewundern, als die praktische Anwendung des Gewonnenen meist in weite Ferne hinausgeschoben schien.

Allein auch im öffentlichen Leben selbst ließ man sich durch die fast unüberwindlichen Hindernisse nicht abschrecken. Für die Einheit und für die Freiheit Deutschlands wurde mit unermüdlicher Ausdauer fortgewirkt trotz aller Hemmungen, die Beschränktheit und böser Wille in den Weg legten. Der Zollverein, der 1828 begonnen im Jahr 1836 schon über 25 Millionen Deutsche zu Einem Handelsgebiet vereinigte, trug den Gedanken der Deutschen Einheit auch in solche Kreise, die sich bis dahin noch wenig darum bekümmert hatten. Von den geistigsten Gebieten, von Poesie und Wissenschaft, hatte die Belebung der Deutschen Gesinnung im vorigen Jahrhundert ihren Anfang genommen. Der kriegerische Aufschwung des Jahres 1813 hatte alle thatkräftigen und begeisterungsfähigen Männer für die Idee des Deutschen Vaterlandes hingerissen. Der Zollverein lehrte in kurzer Zeit auch den

bloßen Rechner, welchen Vortheil für die häusliche und für die öffentliche Kasse die engere Vereinigung eines großen Volkes darbietet. Während so der Zollverein eine größere Einheit Deutschlands anbahnte, eröffneten die Verfassungen der mittleren und kleineren Staaten wenigstens einen Kampfplatz und eine Schule der politischen Freiheit. Aber wenn schon der Mangel aller großartigen äußeren Politik das Gefühl der Gemeinsamkeit in den Parteien ertödtete, so wurde die Erbitterung noch gesteigert durch den empörenden Druck, den Metternich durch seinen Bundestag auf die Deutschen Ständeversammlungen ausübte. So trieb auch das Streben nach bürgerlicher Freiheit alle tiefer Blickenden immer mehr zu der Ueberzeugung hin, daß nur in einer wahrhaft Deutschen Politik eine Bürgschaft für die politische Freiheit gegeben sei. Immer mehr befestigte und verbreitete sich die Ueberzeugung, daß die Freiheit im Innern so gut als die Macht nach außen eine völlige Umgestaltung der Deutschen Gesammtverfassung fordere. Nach mehr als dreißigjährigem Harren hat uns das Jahr 1848 endlich die Erfüllung unsrer Wünsche gebracht. Die trennenden Schranken sind gefallen. Die frei gewählten Vertreter sind in der alten Kaiserstadt zu Frankfurt am Main versammelt, um den Grund zu legen zu einem neuen Bau Deutscher Einheit und Deutscher Größe.

9. Sehen wir, welchen Reichthum von Geist und Charakter, von ächter Freisinnigkeit und männlicher Gesetzlichkeit und vor allem von begeisterter Liebe zum Deutschen Vaterland unsre Reichsversammlung in sich schließt, so können wir uns dem festen Vertrauen hingeben, daß es ihr unter Gottes Beistand gelingen wird, Deutschland eine Verfassung zu schaffen, wie sie seiner Bevölkerung und seiner politischen Lage am meisten entspricht. Die Aufgabe ist eine der schönsten, aber auch schwersten, die je einem Volke gestellt worden sind.

Es gilt den höchstmöglichen Grad bürgerlicher Freiheit zu vereinigen mit der Gewähr, daß diese Freiheit sich nach innen und außen behaupten werde. Welche Stürme uns im Innern drohn, das haben die letzten Monate zur Genüge bewiesen, und welche Riesenarbeit dem Deutschen Volk nach außen bevorsteht, das wird die Zukunft die lehren, die es jetzt noch nicht genug überlegt haben. Wir besitzen unerschöpfliche Hilfsquellen, wenn wir sie gehörig anwenden. Ein Volk von mehr als vierzig Millionen, einig in sich und gut geleitet, scheint allerdings unüberwindlich zu sein. Aber es wird sich zeigen, daß wir auch unsre ganze Kraft nöthig haben, um unsre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Deutschland ist die einzige Großmacht Europas, die auf beiden Flanken wiederum an eine Großmacht grenzt. England ist eine Insel, Frankreich hat uns im Gesicht, aber den Rücken hat es frei, und in noch viel höherem Maaß ist dieß auf der entgegengesetzten Seite mit Rußland der Fall. Wir müssen also immer darauf gerüstet sein, auf beiden Seiten zugleich von einer Großmacht angegriffen zu werden. Ein Bündniß mit einer dieser beiden Großmächte gegen die andere ist deswegen für uns so mißlich, weil Frankreich und Rußland nirgends aneinandergrenzen. So würde im Fall des Unterliegens die Zeche immer von uns bezahlt werden, während unser Bundesgenosse sich ruhig in seine Grenzen zurückzieht. Siegten wir aber z. B. mit Hilfe Frankreichs über Rußland, so würde sich Frankreich den Lohn seines Sieges gewiß nicht in Kurland oder Esthland, sondern am Rhein ausbitten. Immer aber, wir mögen uns von Franzosen oder von Russen helfen lassen, wird unser Bundesgenosse seine Hilfleistung als einen besondern Akt der Großmuth behandeln, als eine Art Schutz, den er uns angedeihen läßt, da ja nicht er, sondern wir allein die unmittelbar Angegriffenen waren. In dieser unsrer bedrohten Lage liegt ein Hauptgrund, weswegen Deutschland einer strafferen

Verfassung bedarf als das auf allen Seiten ungefährdete Nordamerika.

Doch die Absicht meiner Schrift ist nicht, politischen Rath zu ertheilen. Die Lösung unsrer politischen Fragen liegt zu Frankfurt in guten Händen. Meine Aufgabe war vielmehr, die Triebe und Anlagen unsres Volkes nachzuweisen, auf denen seine Eigenthümlichkeit beruht. Denn immer wird die politische Verfassung die beste sein, die der Eigenthümlichkeit eines Volkes am meisten entspricht, die ihr die freiste und schönste Entwicklung im Innern und den sichersten Schutz gegen Angriffe von außen gewährleistet.

Wir haben gesehen, wie seit der Einführung des Christenthums ein zwiefaches Streben den Geist unsres Volkes leitet. Das ihm von Natur inwohnende, das Göttliche in der sichtbaren Welt, in Natur und Geschichte, zu erfassen und in der Größe und Herrlichkeit des Vaterlands zu verwirklichen; und das ihm vom Christenthum eingepflanzte, Gott über der Welt und das Ziel des Menschen jenseits des Grabes zu suchen. Beide Richtungen finden wir zwar in allen weltgeschichtlichen Völkern, jedoch bald die eine, bald die andere getrübt und verdunkelt. Aber in so großartiger Weise wie bei den Germanischen Nationen und vor allem im Deutschen Volke sind diese beiden Geistesrichtungen noch nie vereinigt worden.

In allen hervorragenden Geistern unsrer Nation seit der Einführung des Christenthums erkennt man diese beiden Elemente, bald in harmonischer Ausgleichung, bald in zweifelvollem Widerspruch. Und die ganze Masse unsres Volkes, so weit sie irgend gesund ist, schließt jene beiden Denkweisen in sich und bethätigt sie durch ihre Handlungen. Das Streben unsrer tiefsten Denker, die Außerweltlichkeit und Innerweltlichkeit Gottes oder den Theismus und Pantheismus auch systematisch zu versöhnen, ist also keineswegs eine spekulative

Grille, sondern es ist vielmehr das höchste Problem, das in dem ganzen Dasein unsres Volkes thatsächlich vorhanden ist.

Ihren sichtbaren Ausdruck findet die überweltliche Geistesrichtung in der Kirche, in den religiösen Gemeinschaften. Denn wenn auch in unsern verschiedenen Kirchen das Christenthum auf sehr mannigfaltige Weise aufgefaßt wird, so hat doch keine sich so weit von den Lehren des Neuen Testaments entfernt, daß sie das Ziel des Menschen in dies irdische Leben verlegte. Alle stimmen vielmehr darin überein, die irdische Laufbahn des Menschen nur als eine Vorbereitung zu dem Leben zu betrachten, das nach dem Tode beginnt. Wie sollte uns auch eine Religion im Unglück Stärkung, im Glücke Mäßigung geben, wenn sie uns nicht den Blick in eine andere Welt öffnet? Nur ein Glaube, der den Tod überwindet, verdient den Namen Religion. Von nun an sollen Staat und Kirche ihre rechtlich gesonderten Wege gehen, und wir hoffen, es soll dies beiden zum Heile gereichen. Aber wie sich auch in Zukunft das Verhältniß von Staat und Kirche gestalten mag, nie dürfen wir vergessen, daß die unermeßliche Mehrheit des Deutschen Volkes der einen oder andern Form des Christenthums angehört und in seiner Auffassung des Christenthums seinen Trost im Tode und seine Richtschnur im Leben besitzt. Ich habe in einem früheren Abschnitt gesagt, das Christenthum könne und wolle verlorne natürliche Kräfte nicht neu schaffen, es bewahre nur das Vorgefundene. Mancher meiner Leser hat das vielleicht für ein zu geringes Lob unsrer Religion gehalten. Ich bitte aber jetzt den Satz auf die Zustände unsres Volkes anzuwenden. Trotz vieler und tiefgewurzelter sittlicher Gebrechen ist unser Volk nicht entfernt so versunken wie die Griechen und Römer in den Jahrhunderten nach Christus. Es bewahrt vielmehr eine reiche Fülle physischer, geistiger und sittlicher Kräfte. Ist nun, woran nicht zweifeln, unser Satz von der

bewahrenden Kraft des Christenthums richtig und wir halten an seinen Grundlagen fest, so hat die Geschichte noch nicht ermessen, wie hoch ein solches Volk sein Leben bringen kann. Darüber, was zu den wesentlichen Grundlagen des Christenthums gehört, was nicht, wird freilich die Meinung immer getheilt sein.

Der bloßen Theorie liegt die Besorgniß nah, das Christenthum müsse die Vaterlandsliebe zerstören. Die Wirklichkeit aber widerspricht dieser Annahme auf das allerentschiedenste. Wer nur irgend um sich blicken will, der wird auch in den Reihen aller Bekenntnisse ächte und begeisterte Deutsche Patrioten finden. Der Grund davon liegt darin, daß die irdische Vaterlandsliebe aus einer ganz anderen Quelle fließt als die christlich konfessionelle Ueberzeugung, wenn auch natürlich der denkende und der grübelnde Theil der Nation seinen Patriotismus mit seinem Christenthum in Einklang zu setzen sucht.

Die neueste Bewegung hat alle Schichten unsrer Deutschen Bevölkerung ergriffen. Das allgemeine Wahlrecht giebt der ganzen Masse des Volkes Antheil am Staat. Unklare Theorieen stellen als letzten Zweck dieser Bewegung die Verbesserung des materiellen Wohlseins der unteren Klassen hin und versprechen Dinge, deren Unmöglichkeit von selbst einleuchtet. Ganz gewiß ist es Pflicht unsrer Staatsmänner, durch gerechte Vertheilung der Steuern, Leihanstalten, Unterstützungskassen, vernünftige Erleichterung der Ansässigmachung, Regelung der Auswanderung und alle andern zu Gebote stehenden Mittel für das materielle Wohlergehn der ärmeren Bürger zu sorgen. Nicht aus Barmherzigkeit. Denn die Barmherzigkeit ist eine Pflicht der Religion nicht des Staats, und sollte deshalb möglichst den religiösen Genossenschaften, wohlthätigen Vereinen u. s. f. überlassen bleiben. Sondern weil es Pflicht des Staatsmannes ist, für die möglichste He-

bung der Volkskraft zu sorgen. Für diese aber ist die physische und moralische Gesundheit der unteren Stände, die ohne einen gewissen Grad des materiellen Wohlseins nicht möglich ist, von der allergrößten Bedeutung.

Aber so wenig wir auch die Aermeren mit schönen Worten abspeisen wollen, so sehr müssen wir uns auch gegen die neumodischen Theorien verwahren, wonach die Beglückung des Aermeren darin gesucht wird, daß er ein möglichst ebenso unnützes und dem gemeinen Genusse hingegebenes Leben führe wie ein großer Theil unserer Reichen. Will man die Klassen, die sich von körperlicher Arbeit nähren, wirklich heben, so müssen sie mit den politischen Rechten, die man ihnen ertheilt, auch für die höheren Zwecke unsres vaterländischen Lebens gewonnen werden. Schon immer hat der Arme seinen Trost in der Religion gefunden und so lange nicht durch die „Allmacht des Volkswillens" der Tod und sein Gefolge, die bitteren Leiden des Lebens, beseitigt werden können, wird der Arme so gut als der sieche oder durch Kummer niedergebeugte Reiche aus dieser Quelle des Trostes schöpfen. In diesen höchsten Angelegenheiten des Menschen ist also in der That nicht der geringste Unterschied zwischen Arm und Reich. Ich glaube aber, daß auch in den edleren Bestrebungen und Genüssen des *irdischen* Lebens der Unterschied zwischen dem Handarbeiter und dem Millionär bei weitem nicht so groß ist oder doch zu sein braucht, als man ihn gewöhnlich macht. Ich rede hier, wie sich von selbst versteht, nicht von dem in Hunger und Elend gänzlich verkommenen Armen. Denn der ist natürlich den höheren Bestrebungen des irdischen Lebens ebenso unzugänglich wie der mit dem Tode ringende Reiche. Sondern ich rede von der ungeheuren Masse aller derer, die in Stadt und Land von ihrer Hände Arbeit leben und durch ihre Zahl und Körperkraft die wahre Grundlage der Nation bilden. Wird hier nur durch gerechte Besteurung und Ge-

setzgebung dem fleißigen Armen die Erwerbung eines kleinen Besitzthums und die Gründung einer Familie möglich gemacht, so ist in den meisten Gegenden Deutschlands die Kluft zwischen den sogenannten Besitzenden und Nichtbesitzenden nicht so groß als man sie zum Zweck kommunistischer Theorien erweitert sehen möchte. Denn auch unter den Besitzenden verrichtet der bei weitem größere Theil von Früh bis Abend Arbeiten, die sich von denen der Nichtbesitzenden wenig oder gar nicht unterscheiden.

Diese ehrenfesten Stände nun, die nicht bloß bildlich, sondern im eigentlichen Sinn des Worts im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen, müssen immer mehr auch für die edleren Seiten des irdischen Lebens gewonnen werden. In diesen Ständen wohnen heute noch im reichsten Maaß die Kräfte, aus denen alles Große und Schöne auf Erden stammt. Sie sprechen wenig von Naturgenuß, romantischer Gegend u. dgl., und thun sehr wohl daran. Aber der Mai mit seinem Grün und seinen Blumen ergreift sie tiefer als die meisten so genannten Gebildeten. Man entferne nur nach Kräften Rohheit und Völlerei von ihren Sonntagen und Festen, man fördere ohne Gewaltsamkeit den einfachen, edlen Gesang, verbanne daraus alles Gemeine und alles Gekünstelte und verhelfe dem Tiefen und Herzlichen zum Sieg, und unsre Bauern und Bürger werden eine Fröhlichkeit kennen, von der die abgestumpften Inhaber unsres großstädtischen Freudenplunders keine Ahndung haben. Ja selbst die wirklich edlen Genüsse, die dem höher Gebildeten der Verkehr mit den größten Geistern aller Zeiten gewährt, werden durch ein gesundes Volksleben erst die Wahrheit erhalten, deren sie bei so vielen noch entbehren. Denn unsre klassische Bildung ist gegenwärtig oft nichts als ein todter Götzendienst.

Eine weitere Quelle des edelsten Genusses und der reinsten Freude bietet dem Taglöhner so gut wie dem Reichen

das Familienleben. Ja so weit es nur gelingt, die niederdrückende Armuth abzuwenden, wird der redliche Arbeitsmann die Freuden eines gesunden Familienlebens in weit höherem Maaß genießen als der schwelgende Reiche. Denn die Arbeit erhöht ihm die Freude des Genusses. Ich kenne übrigens recht gut die sittlichen und wirthschaftlichen Schäden, an denen das Leben unsrer körperlich arbeitenden Stände leidet. Ich will weder ihre Noth und die Schwierigkeit ihr abzuhelfen wegläugnen, noch den Abgrund von Unsittlichkeit und Gemeinheit beschönigen, in den leider ein großer Theil dieser Stammhalter der Nationalkraft versunken ist. Aber dem socialen und moralischen Jammer und den mannigfachen unsinnigen Abhilfsplanen gegenüber muß das erreichbare Ideal in dem Anblick eines einfachen und gesunden Volkslebens gesucht werden.

Die Poesie des Lebens wohnt neben der derben Prosa in unsern Landleuten und Handwerkern reichlich in eben dem Maaß wie bei den Gebildeten. Ja Alles, was aus der höheren Bildung hervorgeht, muß die Grundtriebe der Volkspoesie theilen oder es ist todtgeboren. Uns alle, mögen wir hinter den Büchern aufgewachsen sein oder hinter dem Pfluge, umschlingt das gemeinsame Band des Deutschen Volksthums. Unsre Sprache fließt herüber und hinüber vom Bauern zum Gelehrten, vom Gelehrten zum Bauer. So viel Deutsche Herzen, so viel Quellen unsrer Sprache. Eine Unendlichkeit nicht bloß von Verstand und Erfahrung, sondern von Glaube, Sitte und Dichtung führt dieser Strom mit sich. Er ist das herrlichste Gemeingut unser aller.

So haben uns denn Natur und Geschichte durch die tiefste geistige Gemeinschaft zu Einem Volke verschmolzen, und uns endlich zu der großen Aufgabe geführt, alle unsre Deutschen Landsleute, die durch dynastische Grenzen und durch Standesunterschiede, durch Konfession und Bildung getrennt und

gesondert waren, zu einem einzigen Staatswesen, zu einem einzigen mächtigen Volk von Brüdern zu vereinigen. Dieß Gefühl immer lebendiger anzufachen, Deutsche Gesinnung, vaterländische Begeisterung in allen Kreisen, unter allen Berufsarten zu verbreiten, dahin muß unser Streben gehn. Wie sehr auch durch langjährige, planmäßige Unterdrückung der Sinn für die große Deutsche Sache bei unsern Bauern und Bürgern vielfach ertödtet worden ist, überall glüht der Funke unter der Asche und es gilt nur ihn zur hellen Flamme anzufachen. Es zeigt sich schon jetzt und wird immer klarer zu Tage treten, daß die Vaterlandsliebe kein Vorrecht gewisser Stände, sondern daß sie ein Gemeingut aller tüchtigen Menschen ist. Hier liegt die Zukunft und das Heil unsres Vaterlandes.

Nicht daß die eben beseitigte Spaltung in achtunddreißig Territorien in einen noch viel gefährlicheren, vaterlandsmörderischen Krieg zwischen politischen oder gar socialen Parteien umschlage, ist der Zweck unsrer Erhebung, sondern die Herstellung eines einigen, freien und mächtigen Deutschlands.

Nur wenn die verschiedenen Auffassungen der bürgerlichen Freiheit sich alle dem Wohl des Vaterlandes unterordnen, nur wenn die Größe Deutschlands das Erste und die Verwirklichung jedes persönlichen Wunsches allen Parteien das Zweite ist, können wir hoffen mit Maaß und Kraft durch die sturmbewegten Wogen hindurchzusteuern, die unsrem Volk den Untergang drohen. Denn je schwankender die bestehenden Ordnungen und Gesetze werden, um so fester müssen die Genossen eines Volkes zusammenstehn, soll eine neue und schönere Ordnung sich gründen. Gelingt es uns aber mit Gottes Hilfe das Vaterland neu zu ordnen, so gehen wir einer Zukunft entgegen, deren Größe und Herrlichkeit noch niemand zu ermessen vermag.

Knud

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raumer, Rudolf <<von>>,

Vom deutschen Geiste drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse

Erlangen 1848

Germ.g. 383 mo
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016894-9